H. de Balzac's
sämmtliche Werke.
72ster Band.

# Die
# letzte Fee.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

P.o. gall. 194 c-
72173
B.G

# Die
# letzte Fee.

Von

**H. de Balzac.**

Aus dem Französischen.

**H. de Balzac's sämmtliche Werke.**
72. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## 1. Der Chemiker.

Es war einmal ein Chemiker, der mit seiner Frau in Eintracht und glücklich lebte. Der Chemiker war stets beschäftigt, hatte seine Brille auf der Nase, und erhielt das Feuer in seinen Oefen und fachte es einige Mal täglich mit einem abgenutzten und geschwärzten Blasebalge an; er sprach kein Wort, und seine Frau, welche in dem Laboratorium saß, beklagte sich weder über den Rauch, noch über den Kohlendunst oder die andern Gerüche; sie sprach selten und ihre gewöhnlichste Rede war das liebenswürdige Lächeln, welches über ihre schönen Lippen schwebte, wenn es dem von seiner Arbeit ermüdeten Chemiker einfiel, einen Blick auf das geliebte Weib zu werfen. Sie war schön und hatte nichts Unangenehmes in ihrer ganzen Person; da sie aber Beide den ganzen Tag in ihrem Laboratorium zubrachten, da sie sich nicht oft anblickten, wohl aber sich anbeteten, so dachten sie nur wenig an ihren Anzug, und ein Fremder würde ihre beiderseitige Schönheit nicht auf den ersten Blick bemerkt haben.

Das Laboratorium, welches sie bewohnten, hatte eine ziemliche Aehnlichkeit mit einem Keller. Die Wände der Mauern hätten dreißig Centner Kienruß liefern können, wenn

man sie hätte abkratzen wollen. Die Scheiben der Fenster, welche in Blei gefaßt waren, hatten ein veto gegen das Tageslicht erlangt, und ließen dasselbe nicht mehr durchfallen, da sie völlig mit Staub bedeckt waren. Ein heiterer Rebstock, welcher außerhalb an der Mauer stand, hatte überdieß ein Netz von seinen verschlungenen Zweigen vor die Fenster geworfen. Der Fußboden, welcher feucht und schmutzig war, bot ein eigenes Ansehen dar: hier und da bemerkte man ein rundes oder viereckiges Stück desselben, welches so blank war wie ein Geldstück, das eben erst aus der Münze kommt, weil ein physikalisches Object an dieser Stelle gelegen hatte. Furchen, welche durch den Besen in den Staub gezogen waren, bewiesen, wie oft eine edelmüthige Hand dieses Chaos aufzulösen versucht hatte. Oft hörte man die Stimme eines Heimchens, welches sich freute, daß es in seinem Asyl nicht gestört wurde, und mehr als eine Maus lief ruhig durch diesen Wohnsitz der Unschuld, des Friedens und der Chemie, ohne die trügerischen Fallen fürchten zu dürfen.

Der Chemiker saß zwischen seinem Bollwerk von Tischen, Flaschen und Instrumenten, die Haare bedeckt mit den weißlichen Ueberresten der auf dieselben geflogenen Kohlen, und blickte auf eine Retorte, während die Hellniß der Flamme, durch welche Alles geröthet wurde, auf der Frau des Chemikers erstarb, die abwechselnd arbeitete und dann wieder das Innere mit einem befriedigten Blicke überschaute. Das schwarze Gewölbe, die Abwesenheit der Sonne, deren Licht man nur durch den schmalen Raum erblickte, welcher zwischen der Thür und dem Boden war, der chemische Apparat, ein chemischer Ehemann, das Alles würde nicht jeder Frau gefallen; da aber der Chemiker und seine Frau sich glück-

lich fanden, so darf Niemand dieselben mit Strenge beurtheilen, denn man könnte sonst glauben, das Glück hinge von einem Kehrbesen, von dem Tode eines Heimchens, von der Entfernung eines Spinnengewebes, oder von dem Schwanze eines armen Mäuschens ab: das Glück hängt dagegen von ganz anderen Dingen ab.

An einem Frühlingsmorgen hatte man ein Fenster geöffnet, die reine Luft circulirte, und die Sonne, welche einen ihrer schönsten Strahlen in das Laboratorium warf, bildete durch denselben eine leuchtende Linie, in welcher eine Menge kleiner Atome von Staub schwammen, die einander haschen zu wollen schienen und durch einander flogen, gleich den Mückenschwärmen, welche über dem Wasser an einem schönen Sommerabende spielen. Die Gedanken des Chemikers waren eben so zahlreich und durchkreuzten sich eben so vielfach wie die Staubtheilchen, so daß der wohlthuende Einfluß der Luft ihnen eine solche Richtung gab, welche völlig derjenigen entgegengesetzt war, in der sie sich gewöhnlich aus dem Gehirne erhoben. Der Chemiker schaute daher auf seine Frau. Diese saß auf einem wurmstichigen Stuhle und belustigte sich damit, zum tausendsten Male die Kupferstiche in dem Feenkabinet zu betrachten; der Ausdruck der Unschuld lag auf ihren Zügen, ihre Haare, welche von bleicher Goldfarbe waren, erschienen nach jungfräulicher Weise geordnet und warfen einen Heiligenschein der Unschuld um ihre sanften blauen Augen. Sie errieth, daß sie von ihrem Manne angeblickt werde und legte ihr Buch hinweg. Der Chemiker dachte während dieses Augenblicks darüber nach, daß das junge Mädchen, welches er bisher nur mit seinen Augen geliebt und als eine süße Erholung während seiner langen Ar-

heit betrachtet habe, durchaus nicht so viel Antheil an den Versuchen und Studien, die ihn ganz und gar fesselten, nehmen könne wie er.

Von diesem Tage an zeigte er sich weit sorgfältiger gegen die junge Gattin, deren Glück ihm anvertraut war; er widmete ihr nun an manchem Tage eine ganze Stunde.

Nach einem Jahre empfingen diese edlen Opfer eine süße Belohnung. Die Frau des Chemikers brachte ein Kind zur Welt, welches schön war wie der Tag.

Nun wurde das Laboratorium zu einem Schauspiel von Scenen, welche rührender und mannichfaltiger waren, als diejenigen, von welchen wir eine kurze Uebersicht ertheilten: das schwarze Gewölbe erschallte von kindlichem Geschrei, und der Chemiker konnte nichts dagegen einwenden. Caliban, der alte und einzige Diener des Hauses, setzte seinen Grabspaten hinweg und eilte herbei, um durch das Fenster zu schauen, seinen grausigen Zügen ein Lächeln abzuzwingen und eine sanfte Stimme anzunehmen, während er mit dem Kinde plauderte. Die Frau des Chemikers, die noch immer auf ihrem wurmstichigen Stuhle saß, tänzerte das kleine Kind auf ihren Knieen und bedeckte es mit Küssen, wenn es ihr zulächelte. Sie brachte das Kind zum Lachen, und wenn es eine Phiole zerbrach, so lachte der Chemiker selbst darüber, ohne sich über den Verlust seiner Elixire zu betrüben. Kurz, seine Frau, diese junge Bäuerin, die er wegen ihrer Unschuld und wegen seines Mangels an Bekanntschaften geheirathet hatte, entfaltete die ganze Kraft ihres Geistes für ihr Kind und wurde selbst geistreich, wenn es sich um das Kind handelte; sie lebte von dem Athem dieses kleinen Wesens, welches an ihrem Busen spielte, und der glückliche Chemiker be=

merkte, daß die Natur Schmelztiegel habe, welche schöner seien, als die seinigen, und eine Weise besitze, um weit vollkommnere Mischungen zu veranstalten, als ihm möglich war.

Dieser Chemiker war einer von den originellsten und wunderbarsten Geistern, welche das Sonnenlicht je beschienen hat. Wenn die Ideen von der innern Form des Gehirns abhängen, so mußte das seinige den wunderlichen Anblick jener chemischen Produkte gewähren, welche von den Apothekern in ihren Fenstern ausgestellt werden und die glänzendsten Krystallisationen darstellen. Seit seiner frühesten Jugend hatte er nur den Künsten gelebt und die Naturwissenschaften mit Eifer studirt. Daher hatte er eine so tiefe und genaue Kenntniß von der menschlichen Natur erlangt, daß er zunächst, wie wir gesehen haben, ein Kind zu erlangen wußte, dann aber die physischen Kräfte unserer Maschine so trefflich kennen lernte, daß er durch einen einzigen Blick die Symptome, den Verlauf und die Ursachen einer Krankheit entdeckte, dann aber diese Krankheit schnell zu heilen wußte. Diese vollendete Wissenschaft bezog sich nicht nur auf den Körper, sondern auch auf den Geist, und er entdeckte die Ursache unserer Leiden und Freuden, unserer Neigungen und Tugenden mit einer solchen Ueberlegenheit, daß er zunächst mit seiner Frau ein vollkommenes Glück erreicht hatte, dann aber mit einem Blicke Alles überschaute, was Diesem oder Jenem zu seinem Glücke fehlte; er brauchte nur den Schädel eines Menschen zu betasten, den Fuß oder das Rückgrat zu befühlen, und wußte dann schon zu sagen, was derselbe in einer bestimmten Lage thun und sogar sagen mußte.

Besonders erkennt man die außerordentliche Weisheit und

Größe seines Geistes daraus, daß er, welcher den Höhenpunkt menschlicher Wissenschaft erstiegen hatte, in seinem Laboratorium zwischen einem Heimchen, einer Maus, Caliban, einigen Spinnen, seiner Frau und seinem Kinde lebte. Gewiß, der Chemiker hätte nach Paris gehen sollen, wo er sich ein Bündel Ruhm gesammelt haben würde, so dick, daß es für hunderttausend Menschen hingereicht hätte; allein er hatte nachgedacht und eingesehen:

Daß, wenn er die ganze Welt heilte, die ganze Welt zu ihm kommen würde; daß es dann keine Kranken mehr geben würde, folglich auch keine Aerzte mehr, und daß ihn die Aerzte dann nach der dritten Halbkugel wünschen dürften;

Daß, wenn er den Nutzen eines Jeden erriethe, auch alle Prozesse hinwegfallen würden, und die Anwalte den Aerzten nachahmen dürften, worauf ihn seine Wissenschaft in die Gefahr bringen möchte, in die Hände der Procuratoren zu fallen, welche noch grausamer wären, als die Aerzte;

Daß, wenn die Regierung erführe, er könne Diamanten machen, dieselbe ihn einschließen würde, wie den Esel der Prinzessin Eselshaut, damit er ihr fortwährend Diamanten mache; oder daß man ihm vielleicht auch die Augen ausstechen würde, damit er keine mache, und in diesem Falle fand er die Regierung noch grausamer, als die Aerzte und Procuratoren;

Daß endlich die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Vernunft zu dem Grunde des Unterganges der menschlichen Gesellschaft werden dürfte, weil dieselbe nur durch die Narrheiten, die Krankheiten, die Leidenschaften, die Verschwendungen und Beiträge eines Jeden besteht. Nun war er so unglaublich vernünftig, den Ruhm, welchen er erlangt haben würde, mit dem Rauche seines Ofens zu vergleichen, die Reich-

thümer mit den Kohlen, welche die Hände schwärzen und deren Dunst endlich tödtet; anstatt daher den Gott des Glücks bei den Ohren zu ergreifen, versuchte er vielmehr, ihn nie loszulassen, indem er seine Hütte nie verließ.

Auf solche Weise vereinfachte er sein Dasein: um sich eine Beschäftigung zu verschaffen, suchte er neue Geheimnisse zu entdecken, und nahm ein hübsches Weib, welches nichts that, nichts wußte und fast gar nichts sprach; er beschloß, daß für sie wie für ihn die Natur an der Thür der Hütte beginnen und an der Gartenmauer endigen solle; des Abends ergingen sie sich unter einem schattigen Baumgange und bewunderten das reine Blau des Himmels; der Chemiker lobte Caliban, daß er den Garten gut gehalten habe, und verglich den geheimnißvollen Schein der Sterne mit dem liebevollen Scheine, welcher aus den Augen seiner Gattin strahlte. Sie lächelte, indem sie dachte, daß sie so schön sei wie ein Stern, und betete ihren Mann an; Caliban verwunderte sich, daß man so vernünftig sei und Alle kehrten in ihre Hütte zurück, während sie glücklich waren und zufrieden, und über die Menschheit lachten, von welcher der Chemiker zeigte, daß sie sich aufreibe, um die Seifenblasen zu haschen, welche in den Händen platzten; die drei Menschen gingen so ihren Lebensweg mit einander und hatten nicht einmal Zeit, sich etwas zu wünschen, denn sie arbeiteten den ganzen Tag und schliefen die ganze Nacht. Sie waren glücklich, tausend Mal glücklich!

Der Chemiker schlug vor Freude in seine Hände und drückte einen Kuß auf die Lippen seiner Frau, die in der Meinung stand, daß alle Männer Chemiker wären; er freute sich über den betretenen Lebensweg und sagte, daß er die größte Aufgabe gelöst habe, nämlich die, ein glückliches Leben zu erlangen.

Indem er von dieser Ansicht ausging, handhabte er immer fleißiger seine Tiegel und suchte mit einem Feuer ohne Gleichen der Natur ein neues Geheimniß abzulauschen, während er zugleich seiner Frau zu erklären suchte, was er machte: diese begriff davon nichts, hörte aber mit Aufmerksamkeit zu, als ob sie etwas begriffen hätte.

Die drei Menschen hatten gar keine Verbindung mehr mit der übrigen Menschheit, und es ist nöthig, den Beweis zu liefern, daß diese Abschließung möglich war: zu diesem Zwecke muß man in ihr vergangenes Leben zurückgehen und erklären, durch welche Mittel sie in einer so tiefen Zurückgezogenheit lebten.

Neben ihrer Hütte war ein Garten, welcher eigens für sie geschaffen schien; das Gemüse wuchs in demselben mit Lust, das Rebgelánder beugte sich unter der Last der Trauben und eine reine und klare Quelle bewässerte diesen kleinen Winkel des gelobten Landes. Der Chemiker hatte seiner Frau bewiesen, denn sie glaubte Alles, was er sagte, daß man das Feuer der Leidenschaften lösche, wenn man nur von Gemüse lebe; demnach lebten sie auch nur von dem Ertrage ihres Gartens, in welchem zwei Hennen ihre Nahrung fanden, und eine Kuh das frische Gras weidete. Caliban, der Bediente dieses glücklichen Hauses, besorgte die Weinlese und die Ernte, so wie er auch das Getreide mittelst einer Maschine schnitt, welche der Chemiker erfunden hatte; der gute Diener fand es ganz unmöglich, ein anderes Leben zu führen, als das, welches er gewohnt war; mit Tagesanbruch erhob er sich, arbeitete in dem Garten, speiste einfach, bereitete das Mahl des Chemikers, spann im Winter, webte Leinen aus dem gesponnenen Garne und legte sich des Abends weder

zu spät, noch zu früh zu Bett; übrigens hatte er dem Gebrauche des Denkens entsagt, als einer zu ermüdenden Thätigkeit, und das non plus ultra seines Dienstes war es, daß er die siebzehn Franken Steuern zum Einnehmer der Gemeinde trug, welche der Chemiker von seinen zwei Morgen, seiner Frau, seinen Hühnern, seinen Heimchen, Mäusen und Spinnen, von Caliban, der Kuh, den Ratten und einem kleinen schwarzen Pudel entrichten mußte, von denen dec letztgenannte der Freund des ganzen Hauses war. Die französische Regierung versammelte also die beiden Kammern, hob Armeen aus und versah sie mit Flinten, Hauptleuten, Obristen und Generalstäben, um vierzehn ziemlich bedeutungslose Wesen für die mäßige Summe von siebzehn Franken zu beschützen! Wahrhaftig, wie vermag man sich nun noch über den Druck der Steuern zu beklagen?

Die Hütte, in welcher sie lebten — was sehe ich, zehn Seiten, großer Gott! Die Zeiten sind jetzt so drückend, daß man ein längeres Kapitel gar nicht würde lesen können.

---

## 2. Meinung des Chemikers.

Die Hütte, in welcher diese vier Wesen lebten, welche ganz für einander geschaffen schienen, verdient eine genaue Beschreibung; überdieß kann man in die Einzelnheiten eines Feenmährchens nicht genug Wahrheit legen. Durch die Wahrheit der Erzählung muß man zum Vergessen bringen, daß die Grundlage erdichtet ist. Diese Hütte des Glücks lag, was wir zunächst bemerken müssen, zwanzig Stunden von Paris, in einem jener Thäler, welche sich nur mit allen ihren Schätzen zurückgezogen zu haben scheinen; die Gegend bot die schönste Abwechslung dar: hier die herrlichsten Bäume, die lachendsten Wiesen, die klarsten Bäche; dort am Abhange des Berges ein Weingarten, eine ländliche Hütte, weiterhin eine Mühle mit ihrem rauschenden Wasserfall; bisweilen hörte man auch die reine Stimme eines jungen Mädchens, welches kunstlos irgend ein ländliches Lied anstimmte; die Töne einer Hirtenflöte verbanden sich mit dem eintönigen Liede und fügten zu den Wonnen der Natur noch den Reiz der Schwermuth, welcher stets nur von dem Menschen ausgeht: kurz, es war ein so lachendes und einsames Thal, so fern von allen Städten, daß alle in Ungnade gefallenen Minister dort

während der ersten Augenblicke nach ihrem Sturze hätten leben mögen.

Da die Diebe bei dem Chemiker nichts anderes gefunden haben würden, als gelehrte Bücher, Kohlen, Retorten, kleine Flaschen und Tinte, so hatte er ohne Gefahr diese Hütte beziehen können, welche an dem Hange eines hübschen Hügels und ziemlich fern von dem nächsten Dorfe lag. Der Chemiker ließ stets seine Thür offen, und dieser letzte Zug vervollständigt auf bewundernswürdige Weise das Gemälde seiner einfachen Sitten. Die Hütte war so gebaut, daß der Schornstein mit der obern Fläche des Hügels in gleicher Ebene lag, hinter dem Hügel aber begann ein gewaltiger Wald, aus welchem der Chemiker seine Kohlen und die köstlichen Ingredienzien holte, deren er bedurfte.

Wer einige Reisen in Frankreich gemacht hat, der weiß, daß es dort entlegene Gegenden giebt, kleine Dörfer, die zwischen ihren Aeckern verschwinden, fern von allen Straßen sind und mit allen weltlichen Dingen vollkommen unbekannt bleiben. Man erfährt in denselben die Umwälzungen in der politischen Welt nur durch die Veränderung des Stempels, welcher der Aufforderung des Einnehmers aufgedrückt ist; auch bildet der Stempel, welcher den Tabakspacketen aufgedrückt ist, für solche Orte eine Chronik und Zeitgeschichte; da es aber Dörfer giebt, welche keine Steuern zahlen und deren Bewohner keinen Tabak rauchen, so lebt man in solchen Dörfern, ohne je zu erfahren, wer der Sterbliche ist, welcher das Land regiert, ohne je etwas von dem Paraguay-Roux, von den Brustplätzchen Regnaults, von Lord Byron und Wasserstoffgas, von Marabouts, Herzoginnen und Wasserträgern zu hören. Es ist das ein großes Unglück für die Könige, für

die Dichter, die Unternehmer von Bällen und besonders für die Herzoginnen; aber es ist Wahrheit, und diese lichtvolle Beobachtung hat keinen andern Zweck, als zu zeigen, daß dieses Dorf, von welchem die Wohnung des Chemikers eine Viertelstunde entfernt lag, eins dieser bevorzugten Dörfer war.

Das ist aber noch nichts! die Wohnung des Chemikers war noch von einem anderen heilsamen Cordon der Unwissenheit umgeben, welcher um so unmöglicher zu überschreiten war, als man ihn dem Aberglauben und dem Kirchendiener des Dorfes verdankte. Um die ganze Kraft dieses Cordons zu erkennen, muß man den Augenblick kennen lernen, in welchem der Chemiker in diese Gegend kam.

Es war Nacht, und zwar eine ziemlich dunkle Nacht, denn an dem Monde zogen dichte schwarze Wolken vorüber; es war ferner ein Samstag, ein Tag des Sabbaths, und zwar der letzte Samstag im Monat December, folglich eine unheimliche Zeit. Caliban leitete am Zügel ein schlechtes abgehagertes Pferd, dem in der Apokalypse gleich, dessen Knochen man zählen kann und das den Tod trägt: dieses Pferd zog einen Karren, zwischen dessen Leiterbäumen man ein Gemeng von Matratzen, Retorten, physikalischen Instrumenten, Quartanten, Globen, Phiolen, Brillen, Oefen 2c. erblickte; in der Mitte dieser chemischen Ladung erhob sich der Chemiker in Person, das Haupt bedeckt mit einer Mütze von Bärenpelz, mit einer grünen Brille vor den Augen und mit beiden Händen seine Bücher und Werkzeuge haltend. Ein kalter Wind pfiff, und mehr als ein Baumzweig fiel auf die Dächer der Hütten, indem er ein Geräusch hervorbrachte, welches die enger an einander trieb, die bei dem Feuer saßen und den Erzählungen einer alten Frau lauschten,

deren Antlitz den Reinette-Aepfeln glich, welche erst um Pfingsten zeitig werden. Die Erde war mit Schnee bedeckt, so daß man weder die Tritte des Pferdes und Calibans hörte, noch auch das Rollen des unheimlichen Karrens, vielmehr glaubte, wenn man durch die schlechten und gesprungenen Fensterscheiben den grausigen Zug erblickte, es bewege sich derselbe durch die Lüfte. Das Glöckchen, welches eben für einen Verstorbenen geläutet wurde, die erschrecklichen Erzählungen der Großmütter, die Furcht, Calibans Flüche, das Heulen des Sturmes, der blutige Schein des Mondes, welcher diesem Schauspiele das Aussehen eines diabolischen Zugs verlieh; das Alles trug dazu bei, den Schrecken zu verbreiten, so daß derjenige, welcher die Hütte und den Garten an den Chemiker verkauft hatte, seine Thaler an Niemanden loswerden konnte, sondern sie in der nächsten Stadt umsetzen mußte, in welche er sich jetzt zum ersten Mal in seinem Leben begab.

Das Alles wäre jedoch vergessen und hätte keine Folgen hinterlassen, hätte man hinterher den Chemiker gleich einer natürlichen Person ausgehen gesehen, um auf dem Markte einzukaufen, oder in dem Wirthshause ein Glas zu trinken und eine Pfeife zu rauchen; aber nein, nichts von alle dem ereignete sich.

Da wagte man denn zu beobachten, was bei dem Abgesandten des Teufels vorgehe; denn die Neugierde bleibt sich allenthalben und unter allen Verhältnissen gleich. Man sah nie Jemand aus dem Hause kommen, sondern Alles schien in demselben abgestorben: nur wallte bisweilen ein reichlicher und schwarzer Rauch aus dem ungeheuren Kamine der Hütte, woraus man die Folgerung zog, daß Satanas dort ein Ab-

zugsloch der Hölle geöffnet habe; die Sache fiel noch mehr auf, da der Chemiker seinen Schlot erweiterte, so daß ein Reiter mit Roß, Lanze und Schnauzbart hätte hindurchsetzen können, ohne auch nur die Cocarde an seinem Schacko zu verletzen. So viel ist gewiß, daß auch der gleichgiltigste Bauer auf unheimliche Dinge schließen mußte, da er den Schornstein fortwährend einen so starken Rauch ausstoßen sah; andere Leute hätten sich vielleicht gewundert, wenn sie den Schornstein nicht hätten rauchen gesehen, aber in einem Dorfe, und noch dazu in einem unwissenden Dorfe, verfährt man auf eine ganz andere Weise als anderswo.

Auf das Höchste wurde der Schrecken gesteigert und ein unüberwindlicher Wall zwischen der Hütte und dem Dorfe errichtet, als man die Erzählung des Pedells gehört hatte. Dieser letztere, welcher durch die priesterliche Macht, mit welcher er bekanntlich so verwandt ist, wie der Schreiber eines Huissiers mit der Gerechtigkeit, die Kraft erhielt, eines Abends vor dem Hause vorüber zu gehen, weil der Pfarrer zu wissen wünschte, ob der Chemiker im Stande sei, ihm Neujahrsbrote zu liefern; der Pedell also, welcher als ein wichtiger Mann im Dorfe (denn er konnte rechnen und las ganz geläufig), den Starkgeist spielte, erblickte den schrecklichen Caliban, welcher auf einem großen bemoosten Steine saß und mit seinem lieben schwarzen Pudel spielte, der sein geistreiches und verständiges Haupt auf das des Bedienten legte, der eine eingebogene Nase hatte und breite Lippen, welche Zähne sehen ließen, die so breit waren wie Ballschlägel. Das Antlitz des Chemikers war schwarz wie ein Schornstein; dabei war er auf wunderliche Weise gekleidet, gleich allen Gelehrten, die sich mehr um ihre Arbeiten kümmern, als um die Welt; er

strich seinen langen schwarzen Bart mit Händen, welche schmal waren, wie die eines Entbindungsarztes, und die Frau des Chemikers lehnte ihr hübsches Köpfchen mit den liebestrahlenden Augen an die Schultern ihres Mannes und mischte das Gold ihrer blonden Haare unter die üppigen schwarzen Locken des Chemikers; ihre weißen und zarten Hände waren um den Hals des Gatten gelegt und deuteten darauf, daß sie ihn am Nachdenken verhindern wollte und einen süßen Blick der Liebe von ihm wünschte. Die untergehende Sonne goß über diese Gruppe eine röthliche Färbung aus, welche den Pedell in den Glauben versetzte, daß die Hütte zu dem Eingang der Hölle geworden sei. Ihm kehrte Alles in das Gedächtniß zurück, was man von den Versuchungen des heiligen Antonius sagt, und Caliban erschien ihm gleich einem großen Affen, der auf einer gewaltigen Schildkröte ritt; sein Hund kam ihm gleich einem gehörnten Dämon vor, und die schöne Ehehälfte des Chemikers wurde zu einer allerliebsten Teufelin mit liebenden Händen, himmlischem Antlitz und den Augen einer Buhldirne, welche ihre Miethe bezahlen will; der Chemiker endlich erschien ihm als der oberste Teufel, von Schlangen umgeben, und Calibans Grabspaten wurde zu seiner Ofengabel. Vollends aber wurden die Sinne des Pedells verwirrt, als bei seiner Ankunft Heimchen, Henne, Kuh und Hund zu gleicher Zeit ihre Stimmen hören ließen, der Chemiker aber mit seiner Frau laut auflachten und Caliban fluchte, weil ihn der Pudel in das Ohr gebissen hatte. Den Pedell ergriff eine entsetzliche Furcht und er entfloh, während es ihm vorkam, als ob tausend Legionen Teufel ihm auf den Füßen folgten. Allenthalben erzählte er die großen Gefahren, in denen er geschwebt hatte, und es wäre eine Tollkühnheit

gewesen, hätte man auf den Hügel gehen wollen, auf welchem der Chemiker oder vielmehr der Teufel wohnte.

In den Zeiten des Aberglaubens, als man noch junge Mädchen verbrannte, welche im Traume Hexen zu sein gewähnt hatten, waren so wunderliche Dinge nicht vorgekommen, wie solche jetzt in der Erzählung des Pedells enthalten waren. Das unwissende Dorf glaubte dem Bericht des Kirchendieners, und man schaute nach der Hütte nur mit einem Grausen, zu welchem sich Neugierde gesellte: eine doppelte Schutzmauer der Unwissenheit und der Furcht trennte daher das Dorf und die glückliche Hütte, welche, wie wir weiter oben gesehen haben, von der ganzen übrigen Schöpfung getrennt lag.

Kehren wir daher zu dem Chemiker zurück und zu seiner sanften und unwissenden Frau, zu dem schwachköpfigen Caliban und zu dem kleinen Abel, zu dem Heimchen, der Maus ꝛc.

Als Abel größer wurde, spielte er mit dem Hunde, steckte oft seine kleinen Finger in das Loch des Heimchens und beunruhigte die Maus; allein die guten Thiere wurden nicht böse darüber, und als Abel eines Tags das Heimchen gefangen hatte, machte ihm seine Mutter begreiflich, daß er es nicht verwunden dürfe. Ach! die gute Mutter wußte, wie viel sie leiden würde, wenn man Abel verwundete, und erklärte ihm das; das liebe Kind ließ daher das arme Thierchen wieder frei und blickte ihm nach, als es nach seinem Schlupfwinkel eilte, indem es lächelte wie ein Engel. Als der Chemiker dieses Gemälde bemerkte, welches man vielleicht ein wenig zu unschuldig findet, da verließ er seinen Herd und ließ eine der schönsten Flüssigkeiten verdampfen, die er je

entdeckt hatte; er setzte sich auf einen Schämel und spielte mit seinem Kinde; Caliban aber lehnte sich mit seinem ganzen Körper auf seinen Grabspaten und beschloß, sich ebenfalls zu verheirathen.

Abel wurde in keine Windeln gebracht, seine zarten Glieder entwickelten sich in vollkommener Freiheit, und er wälzte sich in dem Laboratorium umher, während seine Mutter befürchtete, daß er die Flaschen zerstoßen möchte, in denen Gifte und heftige Säuren enthalten waren; allein Abel ermuthigte sie und rief ihr mit sanfter Stimme zu: „Ich nehme mich in Acht, mein Mütterchen!“ Zugleich vermischte er die tausend Locken seiner schönen braunen Haare mit den Geweben der Spinnen und beschmutzte sein Antlitz mit Kohlen, und kletterte auf die Oefen und wollte Alles kosten und befühlen, lachte, schäkerte, ohne Kummer und ohne Zwang, während die Natur zu dem göttlichen Gemälde lächelte, welches durch das Laboratorium dargestellt wurde, in dem sie als Souverainin herrschte.

Wer vermöchte aber die Freude, die Wonne und die Lust Abels zu schildern, als seine Mutter einen Band des Feenkabinets öffnete und ihm die Kupferstiche zeigte? Er wandte alle Kräfte seiner schönen schwarzen Augen an, welche noch in der Feuchtigkeit der Kindheit schwebten und glich einem Jesuskindlein von Raphael, wenn er neben seiner Mutter stand, die noch einer reinen Jungfrau glich, und den grünen Serpentin, Gracieuse und Pencinet, den blauen Vogel und die Fee Truitonne bewunderte; allein der schönste Kupferstich, welcher ihn in das größte Entzücken versetzte, war die Erscheinung der Fee Abricotine.

Abels Züge deuteten auf Schlauheit und kindliche Un-

schuld, welche sich mit einem zärtlichen, sanften, liebevollen und muthigen Charakter vereinten, der in seinem achtzehnten Jahre den schönsten Pagen aus ihm gemacht haben würde, welchen je der Hof einer Prinzessin hätte sehen können; allein der Chemiker hatte zu wunderliche Ansichten in Bezug auf sein Kind, als daß er dasselbe je an den Hof eines Fürsten hätte bringen sollen.

Der große Mann, welcher stets nachdachte und suchte, hatte endlich gelernt, dasjenige zu finden, was er suchte: sein Nachsinnen lehrte ihn, daß den Menschen in der Welt mehr Leiden träfen als Freuden. Er behauptete, daß Adam und Eva nur darum im Paradiese glücklich gewesen wären, weil sie in der Unwissenheit gelebt hätten, und daß dieses Bild aus der Bibel uns den Weg zum Glück lehren müsse. Die Civilisation verleihe allerdings außerordentliche Genüsse, allein die Sehnsuchten und Leiden derselben wären auch eben so grausam, wie die Freuden lebhaft seien; im natürlichen Zustande habe man dagegen viel weniger Leiden, man kenne die Freuden nicht und vermisse sie daher auch nicht, und wenn man sich wenig freue, so wären dagegen auch diese wenigen Freuden so rein wie das Wasser, welches aus einer Quelle abfließe.

Diese Ansichten waren es, welche ihn zu der Hütte geleitet hatten, in der seine Frau, Caliban und er ein ungetrübtes Leben verlebten, ein ländliches Leben, welches sogar reich an Poesie war. Die Liebe, die Erkenntlichkeit, das Wohlwollen und eine leichte Arbeit waren die Würze ihres Lebens, und die süße Verbindung alles dessen, was die Natur dem Menschen darbietet, verbunden mit den einfachsten Genüssen, bildete ihr Gesetzbuch. Das Obst schmückte ihren

Tisch, die Sonne war ihr Licht, das reine Wasser des Quells erfrischte sie, und ihre Kleidung war eine bescheidene; Caliban vertrat die Stelle eines ergebenen Freundes, dessen Herz nur einen einzigen Gedanken begriff, die Dankbarkeit des Hundes und dessen rührende Treue, seinen unbedingten Gehorsam und leidende Freundlichkeit. Was fehlte ihnen noch? Der Chemiker betete seine Frau an, die Frau betete ihren Mann an, ihre Herzen bildeten nur eins und alle ihre Nächte wurden durch den Honigmond erleuchtet. Wie manche Frau möchte nicht ihre Paläste, Diamanten und kostbaren Kleider gegen das leinene Gewand des Chemikers, dessen Hütte und dessen einfache Freuden vertauschen!

Der Chemiker, der sich über das Gelingen seines Versuchs freute, wollte seinen lieben Abel in seinen Grundsätzen erziehen; sein Herz und sein schöner Körper sollten sich so entwickeln, wie es der gütigen Natur gefallen würde; er sollte nicht mit der Erlernung von Kenntnissen gequält werden, welche zu der Vergrößerung des Glücks nichts beitragen. Seine Mutter, seine zärtliche Mutter, die ihn ohne Unterlaß mit ihren Augen verfolgte, sein Vater, der ihn eben so sehr liebte, aber auf ernstere Weise, Caliban und der Hund, das waren die einzigen Wesen, welche er kennen lernen sollte; die Hütte mußte für ihn das Weltall sein und der Garten die ganze Natur; einige Kiesel und weicher Thon konnten lange zu seinen Spielen hinreichen. So hatte der Chemiker durch seinen auf Grundsätze aufgebauten Obscurantismus die Erziehung außerordentlich vereinfacht.

Sein glückliches Kind beklagte sich nie; das unschuldige Lächeln der Kindheit schwebte stets auf seinen Lippen, seine Bewegungen und seine Rede waren gleich frei von Zwang,

und der Chemiker antwortete gefällig auf alle neugierigen Fragen seines Sohnes, allein so, daß dabei stets die Grundsätze beobachtet wurden, auf denen das künftige Leben seines lieben Abel beruhte. Er schmeichelte sich um so mehr, daß er Erfolg erlangen werde, als ihm seine Kenntnisse die Hoffnung verliehen, ein sehr hohes Alter zu erreichen und ihm daher die Zeit bleiben mußte, seinen Sohn zu einem Philosophen zu machen, wie er selbst war. Die Mutter, überzeugt, daß ihr Mann ein lebendiges Bild Gottes sei, dachte, daß er am besten handle und fügte sich in seine Pläne; überdieß besaß sie keine hinreichende Kraft des Nachdenkens, um Einwürfe erdenken zu können, war auch nicht entschlossen genug, um wirklich erdachte Einwürfe auszusprechen. Daher zeigte sie eine vollkommene und aufrichtige Unterwerfung, dachte nur an ihr Kind, fand Alles gut und glaubte wie an einen Glaubensartikel, an Alles, was ihr Mann sagte. Als Frau that sie daran Recht; als Mutter that sie eben so wenig Unrecht, denn sie lebte ruhig und glücklich, und da sie ihrem Chemiker dieses Glück dankte, so tröstete sie sich natürlich: „Er wird es dahin bringen, daß mein Sohn eben so glücklich wird, wie ich es bin.“

Der gute Chemiker sah indeß als ein wahrhaft Weiser Alles voraus, was sich ereignen konnte, und sagte seiner Frau, daß er unter seinem großen Herde in dem Laboratorium einen Talisman gegen alle Leiden vergraben hätte, durch welche sie und ihr Sohn betroffen werden könnten, wenn er, ihr Beschützer, einmal an irgend einem Zufalle sterben sollte; zugleich benachrichtigte er sie aber auch, daß der Stein nicht eher aufgehoben werden dürfe, bis sie die Hütte verlassen wollten, um sich anderswo hin zu begeben. Nachdem er dar-

auf alle seine Bücher zusammengestellt, seine Phiolen, seine Instrumente, seine Flaschen und Retorten in die beste Ordnung gebracht hatte, hörte er auf, der Chemie sein ganzes Dasein zu widmen. Man fuhr indeß fort, sich in dem Laboratorium aufzuhalten, in welchem der Chemiker Abels Bett hatte aufschlagen lassen, um seinen Sohn stets unter den Augen zu haben, und welches dadurch in der That zu Abels Kammer geworden war.

Das Alles ging aber nur allmählich vor sich, denn die einzelnen Ereignisse dieser friedlichen Colonie folgten einander nur in langen Zwischenräumen. Abel, ein wahres Kind der Natur, war groß geworden und erreichte schon das funfzehnte Jahr: der Chemiker war funfzig alt und die Mutter vierzig. Der Vater, welcher schon weiße Haare hatte, da sein fleißiges Studiren diese Wirkung vor der Zeit hervorgebracht hatte, verwandte seine ganze Zeit dazu, um Abel auf dem Wege zu erhalten, welchen er ihm vorgezeichnet hatte, und der Chemie bediente er sich nur noch, um die gelegentlichen Ausgaben bestreiten zu können, die durch den lieben Sohn nöthig wurden. Das Gerücht, welches von der Hütte behauptete, daß sie in den Händen des Teufels sei, beschützte noch immer die Bewohner derselben, und kein betrübender Zufall störte deren Glück.

---

### 3. Der gute Chemiker stirbt.

Die Zeit, welche zwischen dem Gemälde verstrich, welches das Laboratorium im ersten Kapitel darstellte, und der Epoche, mit welcher wir nun beschäftigt werden, mußte Veränderungen herbeiführen, welche eine neue Beschreibung verlangen.

Man legte sich im Winter nicht mehr mit der Sonne nieder; gegen fünf Uhr zündete Caliban eine Lampe an, die mit einem von dem Chemiker hergestellten Oele gefüllt war. Dieser letztere saß auf dem wurmstichigen Stuhle, seine Frau nahm den Schämel, Caliban säuberte seine Sämereien an einem Ende des Tisches, und man verschloß die Thür. Der weißhaarige Greis, dessen Antlitz und gelblicher Teint von Runzeln überzogen war, die bei dem Scheine der Lampe noch mehr hervortraten, hielt das Feenkabinet in der Hand und lehrte dem schönen jungen Manne, von dessen Bitten bewegt, die Mährchen lesen, welche durch die beigefügten Kupferstiche die Freude seiner Kindheit gewesen waren. Die Mutter hörte ihren Sohn buchstabiren, als wäre sein schwieriger und stotternder Versuch, die Worte hervorzubringen, eine Musik der Engel gewesen. Sie ihrerseits hatte sticken

gelernt und schmückte den überzuschlagenden Kragen ihres Sohnes mit einem Blumenkranze, welchen der Vater mit blauer Tinte vorgezeichnet hatte; oder sie nähte ein Kleid nach mittelalterlichem Schnitt, dessen Herstellung ihr endlich nach einem Kupferstiche zu dem Mährchen Prinz Liebreich gelungen war. Da man nun zu jener Zeit zu Paris kurze Ueberröcke trug und Beinkleider, welche in der Mitte und unten gleich denen der Türken in Falten gelegt waren, so hatte jene Tracht nichts Lächerliches, und machte ihren Sohn tausend Mal schöner als Percinet, der Liebhaber der Gracieuse, war.

Zwischen dem Chemiker und seiner Frau stand demgemäß ein junger Mann von sechzehn Jahren, der von einem ziemlich hübschen Wuchse war und dessen Gestalt etwas Edles und eine seltene Eleganz zeigte. Seine Feueraugen athmeten Offenherzigkeit und Unschuld, seine Stirn war rein wie die einer Diana, und weiß wie Elfenbein, so daß dadurch noch mehr seine schwarzen Haare hervorgehoben wurden, welche in Locken über seine schneeweißen Schultern fielen. Sein Antlitz besaß jene Blüthe der Jugend, jene Lebhaftigkeit der Färbung, jene markigen Züge und jenen jungfräulichen Ausdruck, verbunden mit einem anmuthigen Stolz, welche für uns die Idee verwirklichen, die man sich von den jungen Griechen oder von den Engeln macht, seine weitgeschlitzten Augen, die mit langen Wimpern besetzt waren, blickten nur bisweilen von dem Buche hinweg, in welchem er las, um einen liebevollen Blick seiner Mutter zu erwiedern, und hatte er einen ganzen Satz gelesen, so drückte er einen Kuß auf die heitere Stirn des Greises.

Caliban vergaß oft seine Arbeit, um verstohlener Weise

das Meisterwerk der Natur, den Abgott seiner Mutter zu bewundern: Alles schien dieser tugendhaften Gruppe zuzulächeln, welche in diesem schwarzen Gewölbe, unter den Oefen und chemischen Apparaten einem Strauße wilder Blumen glich, welche zwischen dem Schutte einer Höhle hervorwachsen.

Für Abel war es in seiner Kindheit die süßeste Freude gewesen, die Kupferstiche der Feenmährchen zu betrachten; im sechzehnten Jahre versuchte er die Mährchen selbst zu lesen. Diese zaubervollen Abenteuer wurden der Gegenstand seines ganzen Nachdenkens, und die Kraft seiner Vernunft wandte sich in der ganzen Frische ihrer Entwicklung auf den Reiz der Feereien. Seine Unwissenheit, seine Kindlichkeit ließen ihn an das Dasein jener reizenden Wesen glauben, die man Feen genannt hat, denn nie fiel es ihm ein, die Wahrheit der Erzählungen zu bezweifeln; diese lachende Mythologie der neuern Zeit stand übrigens in einer solchen Beziehung zu seinem kindlichen Herzen, welches zu der süßen Religion des Geheimnißvollen geneigt war, daß man ihn durch eine Enttäuschung bekümmert haben würde. Er war so überzeugt von der Wirklichkeit der Feenmährchen und der glänzenden Erfindung des Orients, daß er nicht einmal eine Frage in dieser Beziehung that. So lebte er denn 2 oder 3 Jahre lang ein Leben des Glücks, indem er bei Tage seinem Vater bei dessen chemischen Arbeiten half und mit ihm in den Wald ging, oder Caliban bei seinen Beschäftigungen im Garten unterstützte, des Abends aber die Träumereien der Tausend und eine Nacht ꝛc. vorlas. Seine Kindlichkeit, seine Herzensgüte, die Vortrefflichkeit seiner schönen Eigenschaften entfalteten sich, und der gute Chemiker wünschte sich und seiner

Frau Glück, als er sah, daß dieser Sohn, der ihre Freude war, sich gleich ihnen in dieser bescheidenen Wohnung gefallen würde, wenn er eine hübsche Frau und irgend einen jungen Caliban an seiner Seite hätte.

Der Himmel hatte es jedoch anders beschlossen. Als der Chemiker eines Tages an seinem Ofen arbeitete, ließen ihn Sohn und Gattin allein und schlossen die Thür des Laboratoriums. Der Greis, welcher auf dem Punkte stand, das Geheimniß der Goldmacherkunst zu entdecken, hatte mehre Nächte gewacht: er schlief vor Ermattung ein und der tödtliche Kohlendampf erstickte ihn. Als seine Frau und Abel von einem Lustgange in den Wald zurückkehrten, fanden sie Caliban, welcher vor seinem Herrn auf den Knieen lag und weinte. Die Frau blieb bewegungslos stehen, Abel aber versuchte seinen Vater aufzurichten, fand ihn kalt, nahm das Haupt des Greises auf seinen Schooß und suchte ihm durch Küsse das Leben wiederzugeben. Endlich begriff er den Gedanken des Todes und bedeckte den leblosen Körper seines Vaters mit Thränen. Der Chemiker zeigte noch in seinen Zügen jene Sanftmuth, welche den Reiz seines Lebens und das Glück seiner Umgebung ausgemacht hatte.

Als die Nacht erschienen war, legten die drei Bewohner der Hütte bei dem sanften Scheine des Mondes den Körper ihres Freundes in ein Grab, welches Caliban weinend gegraben hatte, und die Morgenröthe überraschte noch die knieenden Hinterbliebenen an dem mit frischem Rasen bedeckten Hügel. Man hatte noch kein Wort gesprochen und erst der Gesang der Vögel unterbrach die tiefe Stille.

„Sie künden uns an, daß die Seele meines Vaters zum Himmel emporgestiegen ist,“ sagte Abel, „aber sie ist durch

die Blumen hindurchgegangen, mit denen wir sein Grab bedeckt haben."

„Glaubst Du das, mein Sohn?" antwortete die Mutter und betrachtete abwechselnd Abel und das Grab.

„Ganz gewiß!" sagte Abel.

„Ach! laß mich glauben, daß seine Seele ganz in Dich übergegangen ist!" fuhr sie fort. Und eine süße Hoffnung schlich sich in ihr trostloses Herz, sie neigte ihr Haupt auf die Schulter ihres Sohnes. Caliban hörte nichts und blickte fortwährend nur nach dem Grabe seines angebeteten Herrn. Weit entfernt, zu bedauern, daß alle seine Kenntnisse mit ihm vergraben wären, bedauerte er vielmehr nur ihn selbst.

Die drei Bewohner der Hütte kehrten schweigend in das Laboratorium zurück, in welchem sie durch jeden Gegenstand an den geliebten Chemiker erinnert wurden: sie fanden einen gewissen Trost in dieser Erinnerung; aber lange Zeit bot ihr Inneres ein Bild jenes Schmerzes dar, welcher auf dem Gemälde der Rückkehr des Sextus geschildert ist: oft blieben Mutter und Sohn in Gedanken versunken vor dem Ofen stehen, und Caliban weinte, wenn er die Lampe anzündete, denn das Oel, welches der Chemiker gemacht hatte, ging seinem Ende entgegen, und er gedachte, daß er nun kein Oel mehr machen könne.

Einige Zeit nach diesen Tagen des Kummers schrieb der junge Abel auf das Grab des Chemikers folgende Worte, die ihm ohne Zweifel der orientalische Genius eingegeben hatte, welcher in seinem Kopfe wohnte:

„Gleich dem jungen Mädchen, welches an des Ganges Ufern die Zukunft seiner Liebe befragt, und dem Strome des

Flusses die leichte Barke aus Dattelblättern überläßt, mit den Augen aber dem Lichte folgt, welches es in dieselbe gesetzt hat, so hatten auch wir einen vergänglichen Nachen mit allen unsern Hoffnungen beladen, aber der Fluß hat ihn verschlungen.“

Nach einem Jahre hatte Abel nur wenig an seiner Grabschrift zu ändern, denn die Wittwe des Chemikers hatte an der Liebe ihres Sohnes nicht genug, um durch dieselbe im Leben aufrecht erhalten zu werden, und wurde neben dem begraben, dessen treue Gefährtin sie gewesen war.

Abel war untröstlich und verließ die Hütte nicht mehr. Er öffnete nicht mehr das Feenkabinet und kannte im ganzen Weltall nur das Laboratorium, in welchem er mit seinem Vater und der geliebten Mutter gespielt hatte; wenn sich der Tag neigte, so verließ er dasselbe langsam, um sich unter eine Thränenweide zur Seite des Grabes zu setzen. Caliban sagte kein Wort, sondern athmete die süßen Düfte der Blumen ein, welche der Zephyr über die beiden Gräber wehte, und glaubte die Geister seiner Herrschaft einzuathmen; der Abendstern überraschte sie oft während ihrer schwermüthigen Träumereien. Abel, das Naturkind, gefiel sich in seinem Kummer, ohne denselben abzuschütteln zu suchen, wie es der Städtebewohner macht; bisweilen, wenn sein zu sehr gepreßtes Herz die Welt von jungfräulichen und reinen Gedanken, die sich in seinem keuschen Herzen erschlossen, nicht mehr zu fassen vermochte, sprach er mit Caliban und entfaltete dabei die poetische Energie des Wilden:

„Höre,“ sagte er, „wir lebten von ihrem Leben; warum sollten wir nicht sterben, weil sie nicht mehr sind? Dieser Garten ist verödet, diese Blumen gefallen mir nicht mehr;

der Mond, welcher mir ehedem zulächelte, verbirgt sich hinter den Wolken, ohne daß ich mich nach seinem Lichte sehne, und ich liebe nur noch das harmonische Rauschen des Windes im Walde, weil es mir bisweilen das Echo ihrer Stimmen zuführt, welche von der Höhe des Himmels herab mit mir sprechen. Laß uns diese Rosen verpflegen, sie wachsen auf der Eltern Asche; ihr Geruch ist der Eltern Seele; diese Lilie wird meine Mutter sein, und dieser Leilack mit seinen wohlriechenden Trauben wird mein Vater sein, dessen Kenntnisse und Genius sich in Wohldüften ausathmen."

Caliban begriff diesen Hochgesang des Schmerzes, und wenn irgend ein Vogel sang, so vertrieb er ihn sanft, denn seine Freude stimmte nicht zu ihrem beiderseitigen Schmerz. So verloren sich die beiden unschuldigen Seelen stets in dieselbe Träumerei, in denselben Kummer. Sie waren Christen, ohne es zu wissen.

Eines Abends sagte Caliban zu Abel:

„Abel, der Sturm beugt die Blume, aber sie erhebt sich auch wieder."

„Es giebt auch Blumen, welche knicken," antwortete der junge Mann.

Caliban konnte nicht antworten, aber er weinte.

So blieben die beiden Wesen lange Zeit ohne Gedanken, ohne Kenntnisse, ohne Unterstützung inmitten der Welt, und gleichsam wie auf einer verödeten Insel, die rund herum vom Ocean bespült wird. Nach einigen Monaten las jedoch Abel wieder in seinen Feenmärchen, aber bald las er dieselben nur noch des Morgens, weil ihm Caliban bemerkte, daß das Oel seines Vaters abnehme und doch für ihr ganzes Leben dauern müßte.

Caliban hörte die vorgelesenen Mährchen an und sie erheiterten sich gegenseitig, indem sie sich ihre Gedanken über die Natur der Feen mittheilten. Endlich wünschte Abel, eine Fee zu sehen, aber er wußte nicht, wie er es anzufangen habe, um eine solche herbeizurufen. Er las und las wieder, und fand stets, daß die Feen von selbst den Unglücklichen zu Hilfe gekommen wären. Da sagte er zu Caliban: „Warum haben wir noch keine Feen gesehen? Ach!“ sagte er dann, „ich errathe. — Mein Vater war ein Genius, meine Mutter eine Fee und — sie haben mich verlassen — sie werden wiederkommen.“

Von diesem Tage an entstand eine Hoffnung in seinem Herzen; er wurde wieder heiter, wie in den Tagen, da er auf dem Schooße seiner Mutter gespielt hatte, und oft entstand bei ihm ein Verlangen, den Stein des Herdes zu erheben, aber er erinnerte sich dann auch, daß seine Mutter ihm geheißen hatte, solches nicht eher zu thun, bis er unglücklich sei und anderswo einen Wohnsitz aufsuchen wollte, während er sich jetzt noch nicht entschließen konnte, die Hütte seines Vaters zu verlassen, sondern sogar die Absicht hegte, nichts zu verändern, was sich in dem Laboratorium fand, welches ganz in dem Zustande blieb, in welchem es der Chemiker hinterlassen hatte. Der Cultus der Naturkinder ist voll der anmuthigsten Zartsinnigkeiten und ihr Schmerz weit edler, als jeder andere, der sich durch die Kleidung ausdrückt.

„Ich bin überzeugt,“ sagte Abel zu Caliban, während er den Herd mit einer lebhaften Neugierde betrachtete, „daß unter diesem Steine der Eingang zu einem unterirdischen Palaste ist, oder zu einem Garten, wie jener, aus welchem Aladin seine Lampe holte; die Stufen sind gewiß von Sap-

phir, die Säulen von Diamant, die Früchte von Gold, die Granaten mit Kernen gefüllt, welche Rubinen sind, und wenn man die Rosen schüttelt, so regnet Gold und Silber von ihnen, eine kleine Fee aber sitzt mit ihrem Zauberstabe auf einem Throne von Perlmutter und ist schöner als ein Frühlingsmorgen; bunte Vögel umgeben sie, Tauben sind an ihren Wagen gespannt, und sie wird mich zu meinem Vater und zu meiner Mutter zurückführen."

„Aber, Abel," sagte Caliban, „Du sprichst wie ein Buch."

Es war ein merkwürdiges Schauspiel, den alten und mißgestalteten Diener an Abels Seite zu sehen, dessen Gestalt, Schönheit, sanfte Blicke und ungeordnetes Haar den Glauben erregten, als wäre er ein Engel, der sich herabgelassen habe, mit einem Gnomen zu plaudern. Oft sagte Abel zu Caliban: „Du bist häßlich, Caliban, weil Du keine Fee zur Mutter gehabt hast wie ich! Schau, wie die Blume röthet und dann welkt, wie die Nachtigall stirbt, nachdem sie gesungen hat, wie oft ein Unwetter unsere Rosen entblättert, wie gestern eine starke Eiche niedergestürzt ist — und ich verändere mich nicht, meine Stimme tönt fort, meine Wange röthet sich heute wie gestern, meine Augen glänzen stets und ich bleibe schön, weil ich der Sohn einer Fee bin."

„Das ist wahr," sagte Caliban, „ich bin aber von Mans."

„Was ist das, Mans?" fragte Abel.

„Das ist ein Ort, wo viele Angestellte und viele Bürgersleute wohnen, es ist eine Stadt."

„Eine Stadt wie in unsern Erzählungen? Giebt es dort Prinzen, Mandarinen, Prinzessinnen?"

„Und fette Hühner," fügte Caliban hinzu.

In einem solchen Zustande befand sich Abel noch in dem

Alter von achtzehn Jahren; die Summe aller seiner Begriffe lag in dem Feenkabinet, sein Leben war ein rein beschauendes und träumerisches, und die Kraft seiner reichen Phantasie und seines orientalischen Geistes richtete sich auf chimärische Wesen; seine Rede war voll von Bildern und orientalischen Gleichnissen, sein Verstand war jedem Aberglauben geöffnet.

Indeß war in jenem Dorfe, welches er oft sah, ohne einen Besuch desselben zu wünschen, weil ihm sein Vater einen solchen verboten hatte, und weil er sich überdieß nicht unter die Menschen mischen wollte, eine große Veränderung in Bezug auf die Ideen vorgegangen, welche man ehedem von der Hütte des Teufels gehegt hatte. Als man den Tod des Chemikers und den seiner Frau erfuhr, begann man allmählich die Furcht zu verlieren, welche durch die Hütte auf dem Hügel eingeflößt war; dann sah man keinen Rauch mehr aus dem schrecklichen Schlote hervorwallen, und diese Veränderung veranlaßte die größte Wirkung. Endlich waren auch seit Kurzem die jungen Leute, welche zu Kriegsdiensten ausgehoben waren, mit geläuterten Begriffen zurückgekehrt und spotteten über die, welche behaupteten, daß der Teufel in der Gegend gewohnt habe. Nun schämte man sich, ferner zu glauben, daß es gefährlich sei, nach der Hütte des Chemikers zu gehen, und Jacques Bontemps, ein Quartiermeister der Garde-Kuirassiere, bewies den Leuten, daß der Pedell nur ein Schafskopf wäre, seine Tochter Catharine aber ihre's Gleichen in der Welt nicht habe, und daß man sich auf den Teufel und die Mädchen verstehe, wenn man in Moskau gefroren, in Spanien gedürstet und in Egypten in einer Sonnengluth geschmort habe, welche die Coloquinthen austrockne.

Erst um diese Zeit beginnt in der That die Geschichte, welche wir erzählen, und das Bisherige gehört zu der Klasse der Begebenheiten, welche der Zuschauer kennen muß, wenn der Vorhang emporschwebt: jetzt aber schwebt der Vorhang empor.

---

## 4. Eine Fee.

Aus dem letzten Theile des vorigen Kapitels haben wir Jacques Bontemps und Catharine, die Tochter des Pedells, kennen gelernt.

Nun wird man aber wissen, daß Grandvani, der Pedell, eine wichtige Person war: aus einem Pedell und Kirchendiener wurde er Maire und der Reichste seines Dorfes, weil er so vernünftig war, während der Revolution die Kirchengüter zu kaufen, damit sie, wie er sagte, in den Händen der Geistlichkeit blieben. Das Feuer des Himmels, fügte er noch hinzu, würde nicht auf ihn fallen, obgleich er Käufer dieser Güter sei, weil er gute Absichten habe, allein in petto verhieß er sich, dieselben auf geschickte und gehörige Weise zu genießen.

Nun begreift man, wie er zwanzig Jahre später nach seiner Bequemlichkeit leben konnte, da er Viel für Wenig gekauft hatte. Seine Tochter Catharine war das hübscheste Mädchen des Dorfs, so wie er der reichste Mann desselben war, und sie war daher der Zielpunkt der Wünsche von tausend Bewerbern.

Jacques Bontemps, den wir aus dem Pröbchen seiner

Redeweise kennen gelernt haben, welches wir vielleicht zu getreulich in dem vorigen Kapitel mittheilten, Jacques Bontemps war ein alter Soldat, der ohne Pension entlassen war, weil er keine zwanzig Jahr gedient hatte, und nun den Rest seiner gesparten Thaler verzehrte, um sich durch einen äußern Glanz als Catharinens würdig zu zeigen. Er hatte an einen seiner ehemaligen Kriegsgefährten, welcher Bureaudiener im Finanzministerium war, geschrieben, daß er ihm durch einige kleine Ränke die Stelle eines Einnehmers in seinem Dorfe verschaffe, indem er vorgab, daß der jetzige Einnehmer eine Perücke sei und „Heu in seinen Schuhen habe," wie er sich in seinem Briefe ausdrückte. Er hoffte, Fräulein Catharine heirathen zu dürfen, wenn es ihm gelänge, den alten Einnehmer zu verdrängen, und vernachlässigte daher nichts, um sein Ziel zu erreichen.

Der Quartiermeister war übrigens der beste Junge von der Welt; er hatte das Kreuz bei Austerlitz erwocben, aber nach der Rückkehr in sein Vaterland wollte er sein Verdienst über die Maßen anpreisen und legte sich ein Ansehen bei, welches ihm nicht zukam. Gestehen wir es: Jacques Bontemps war etwas großprahlerisch, doch zu seiner Rechtfertigung müssen wir auch noch das bekennen, daß er zu seiner Prahlerei ganz allmählich durch den Wunsch getrieben wurde, Frankreichs Ruhm zu erhöhen und zu zeigen, daß tapfere Leute wie er, über andere Menschen erhaben wären, besonders aber wollte er dem Maire den Glauben beibringen, daß er an ihm einen mächtigen Schwiegersohn erhalten werde. Fügt man diesem noch hinzu, daß er eine angeborene Neigung hatte, Alles zu vergrößern, so wird man ihm gern verzeihen.

Daher machte er sich kein Bedenken, die Zahl der französischen Regimenter bei Bautzen zu verkleinern und dagegen die der Feinde zu vergrößern, so wie auch zu erzählen, daß er mit funfzehn Reitern und dem General Lasalle in Stettin eingerückt sei, und daß sie ihrer sechzehn mit zweiunddreißig Säbelhieben und im Galop die ganze Stadt weggenommen hätten. Die Bauern saßen im Kreise umher, spitzten die Ohren und öffneten die Augen weit, wenn ihnen der Quartiermeister erzählte, daß oft ein lumpiger Trommelschläger mit seinen beiden Trommelstöcken auf einen feindlichen Vorposten losgegangen sei und funfzehn Kosacken mit Pferden und Lanzen gefangen eingebracht habe.

Wenn er erzählt hatte, daß er ganz gewohnt gewesen sei, den donnernden Kanonen entgegen zu gehen und mit vier Andern eine Batterie wegzunehmen, welche dem Kaiser bei seinen Plänen hinderlich gewesen wäre, so strich er sich den Schnauzbart zur Seite, klopfte dann die Pfeife aus und sagte mit einem wichtigen Kopfnicken: „Seht, so verdient man das Kreuz!" Wenn dann aber einer seiner Kameraden, der seinen Prahlereien zugehört hatte, die Bemerkung machte, daß der Teufel ein solches Kunststück wagen möchte, so warf ihm Bontemps einen herrischen Blick zu und antwortete: „Laß doch Deine Widerreden, mein Alter!" Der Andere aber schwieg in Gegenwart eines so angesehenen Mannes, und die Bauern bekamen nur noch mehr Vertrauen zu Herrn Bontemps.

So war es dem Quartiermeister, einem Mann von 5 Fuß 6 Zoll Höhe, mit gebräuntem Antlitz, kriegerischem Gange und der Gleichgiltigkeit unserer kosmopolitischen Soldaten, gelungen, dem Maire und Expedell die Ueberzeugung beizu-

bringen, daß er alle großen Generäle, die Staatsräthe, sogar den Hof kenne und dort in Ansehen stehe.

Seit langer Zeit hatte zwischen einer benachbarten Gemeinde und derjenigen, welche vom Herrn Grandvani verwaltet wurde, ein Prozeß hinsichtlich der ungetheilten Besitzungen beider Gemeinden stattgefunden. Jede Gemeinde wollte mehr haben, als die andere, und trotz einem zehnjährigen Prozessiren, trotz endlosen Erkenntnissen und Begutachtungen, war die Sache noch um keinen Schritt weiter gediehen. Die Maires hatten nicht die Mittel, um nach Paris zu gehen, die Advocaten, Richter und Minister anzutreiben, ein gewaltiges Geld für Mittagsessen, Kutschen und Geschenke aufzuwenden, und die Gemeinden noch weniger. Der Maire, welcher sich nicht weigerte, die Behauptungen des Quartiermeisters zu glauben, bat ihn nun, sein Ansehen dadurch zu beweisen, daß er die Angelegenheit in das Reine brächte, bei welcher seine Gemeinde Recht hatte und die bisher nur vor den Präfecturrath gekommen war.

Jacques verlangte zunächst als ein kluger Mann die nöthige Zeit, und nahm sich vor, indeß Fräulein Catharine so zu umstricken, daß sie in ihn verliebt würde; hierauf wollte er die Sache so gut machen, daß der Maire nicht umhin könnte, ihn mit Catharine zu verheirathen, oder vielmehr ihm sogar selbst eine Heirath mit seiner Tochter antragen müßte. Er sagte, daß sein Briefwechsel mit dem Bureaudiener ein Briefwechsel mit den Bureauchef selbst sei, und da sein Kamerad mit dem Siegel des Ministers seine Briefe zusiegelte, so mußte Herr Jacques Bontemps das Ansehen eines wichtigen Mannes bekommen, wenn man die Briefumschläge fand, die er an geeigneten Orten geschickt von sich zu werfen wußte.

Hätte er die Stelle eines Einnehmers erlangen können, so hätte er seine Unternehmung mit einem vollständigen Gelingen gekrönt und die ganze Gegend hätte sich vor seiner Macht in den Staub gebeugt. Man weiß nicht einmal, ob er die Steuereinnahme dann angenommen hätte, und nicht nach der Berufung zu einer so schönen Stelle zum Deputirten der benachbarten Gemeinden ernannt wäre. Dann würde man auf den gesetzgebenden Bänken mehr als eine von jenen Bemerkungen gehört haben, wie sie manchem unserer Mandatarien während der Stürme der wichtigen Sitzungen entfuhren.

Das Dorf war, wie man sieht, eine Beute von Ränken, welche eben so schwierig und zahlreich waren wie die in Figaro's Hochzeit. Der Einnehmer war den Pfeilen des Quartiermeisters bloßgestellt, welcher seine Stelle haben wollte, und vertheidigte sich mit Muth: daraus entstanden entgegengesetzte Parteien, Meinungsverschiedenheiten, Streitigkeiten. Jacques Bontemps machte indeß gute Miene gegen den Einnehmer, und der Einnehmer stellte sich freundlich gegen Bontemps, so daß Alles wie bei Hofe herging, und nichts fehlte, als gestickte Röcke, schöne Reden, prachtvolle Kutschen und der Lärmen einer Ministerveränderung.

Nur Abel und Caliban waren über diese Ränke und Kniffe erhaben, gleich jenem Weisen des Lucretius, welcher von der Höhe der Wolken herab auf die Bewohner der Erde schaute, die ohne Unterlaß dem Golde und den Reichthümern nachlaufen.

Der glückliche Abel lebte in der Welt der Kobolde, Berggeister, Genien, Feen, Zauberer, Prinzen, schönen Prinzessinnen und bezauberten Gärten, gegen welche das irdische Paradies eine Sandsteppe ist. Er wartete auf eine Fee, wie

die Juden auf den Messias: er las die Mährchen und las sie wieder, und wenn er gelesen hatte, so sagte er zu Caliban, daß ihn die Sehnsucht ergreife, sich gen Himmel zu schwingen, eine vergoldete Wolke zu erhaschen und von dem Gipfel eines Felsens aus auf die ätherischen Klänge zu lauschen, welche das Dasein jener reizenden Wesen verrathen mußten. Er hatte sich eine Fee geschaffen und betete dieselbe an: wenn sich des Abends flammende Wolken erhoben und die Sonne ihre Strahlen zwischen denselben hindurchsandte, so eilte er nach dem Walde und nach dem Baume, welcher vorzugsweise von den Flammenstrahlen erleuchtet wurde, fühlte sich dann aber trostlos, daß er die Fee verfehlt hatte. Säuselten bei Nacht harmonische Lüftchen durch die Bäume des Gärtchens, so rief er: „Caliban, meine Fee zieht vorüber.“ Caliban wartete dann, richtete sich erstaunt auf, lauschte, und der arme Abel kehrte traurig zurück, nachdem er lange in dem Garten gesucht hatte. Sah er dann am folgenden Morgen, daß neue Blumen sich im Garten erschlossen hatten, so glaubte er hierin ein Werk der Fee zu erblicken. Während seines Schlafes sah er Feen im Traume, erwachte er dann, so lauschte er, indem er alle Kräfte seines Gehörs zusammennahm, und hielt das sanfte Murmeln des Windes für das neckische und spöttische Lachen einer bösen Fee.

Eines Morgens saß er vor der Thür der Hütte auf dem Steine, welcher ihm als Bank diente; als Bekleidung hatte er eine Art von Ueberrock an und ein Beinkleid nach türkischer Weise; der gestickte Kragen seines Hemdes war übergeschlagen und ließ seinen hübschen Hals sehen; seine Haare, geringelt gleich denen des Antinous, gaben ihm das Aussehen

eines Gottes des Alterthums, wie Homer jene Götter schildert. Der Weinstock schien sich zu freuen, daß er den Sohn des Chemikers mit seinen Reben beschatten konnte; der Thau glänzte an dem Rasen, auf welchem seine Füße standen, Blumen dufteten um ihn und schmückten ihn; er aber saß da und las die Geschichte jener beiden Feenkinder, welche goldene Sterne auf ihrer Stirn trugen, als er plötzlich von ferne den leichten Gang eines weiblichen Wesens hörte, deren Gewand zu rauschen schien. Seine Einbildungskraft wurde thätig, und mit einer gewissen Angst erwartete er die, deren Anblick ihm noch durch ein Gesträuch entzogen wurde. Er sah bald darauf ein junges Mädchen auf sich zukommen, welches einfach bekleidet war und dessen schwarze Haare unter einem Netze hervorfielen, welches auf anmuthige Weise ihr Haupt bedeckte; ihr Gang war lebhaft und leicht, sie trug ein rothes Mieder und einen weißen Rock, während auf ihrem frischen Antlitz die Gesundheit blühte; ihr Hals war weiß, ihre nackten Arme waren glatt und rund, und auf ihre reizenden Hände hätte manche schöne Dame stolz sein können. Ihr Antlitz drückte kindliche Unschuld aus und eine reine Anmuth, in welcher nichts Geziertes lag, schmückte alle ihre Bewegungen. Ziemlich schnell kam sie auf dem Wege daher, als sie aber Abel erblickte, blieb sie stehen, betrachtete ihn mit einem Staunen, dem sich Verwunderung beimischte und erröthete. Sie bemerkte nicht sogleich, wie aufmerksam Abel sie betrachtete, bald aber schlug sie die Augen nieder und schien mit sich selbst zu rathschlagen, ob sie vor der Hütte vorübergehen solle oder nicht.

So wie manche Männer in ihrer Haltung, in ihrem Gange, in ihrem ganzen Wesen Würde und Kraft zeigen, so

giebt es auch Frauen, welche in einem hohen Grade alles das zeigen, was weiblich ist, und alle Reize, Anmuth und Holdseligkeit in sich vereinen. Das junge Mädchen besaß mehr Reize, als nöthig waren, um einem jungen Manne den Kopf zu verwirren, der bisher nur Caliban, seine Mutter und einen alten Chemiker vor seinem Ofen gesehen hatte. Nach einem Augenblicke des Schweigens und der Prüfung sprang Abel schnell empor; das junge Mädchen zog sich zurück, allein die große Schönheit des jungen Mannes, und besonders die Unschuld, welche aus seinen Augen leuchtete, bewirkten, daß sie nur bis zu dem Gesträuche entfloh; Abel folgte ihr, ergriff ihre Hand, die er in der seinigen zittern fühlte, und sagte zu ihr mit dem bezaubernden Ausdruck der ergreifendsten Stimme, die man nur zu hören vermochte:

„Du bist keine Fee, denn Deine Hand zittert: Du erröthest, Du gehst auf der Erde und hast keinen Zauberstab, aber Du bist eben so schön wie eine Fee.“

Das junge Mädchen zog ihre Hand zurück und begriff nur so viel von seinen Worten, daß dieselben sehr schmeichelhaft für sie waren. Sie antwortete nichts, aber blickte Abel auf eine solche Weise an, daß er daraus schließen konnte, sie würde kein Wort von dem vergessen, was er gesagt hatte, und daß sie lange Zeit gebrauche, um den Sinn derselben zu verstehen.

„Komm und setze Dich an meine Seite auf meinen Stein,“ sagte er zu ihr und begleitete seine Worte mit einem einladenden Lächeln.

Sie gingen mit einander. Einen Augenblick schwiegen

Beide, bis endlich Abel das Schweigen brach und zu ihr sagte: „Ich möchte oft so neben Dir sitzen!"

Das junge Mädchen antwortete ihm: „Sie erweisen mir eine sehr große Ehre."

Abel blickte sie verlegen an, als habe er sie fragen wollen, was sie unter diesen Worten verstehe; sie aber fuhr fort und sagte: „Also Sie wohnen in dieser Hütte?"

„Ja," antwortete er; „und Sie kommen aus dem Dorfe, welches dort unten liegt? Ich darf nicht nach demselben gehen, denn mein Vater und meine Mutter haben mir das verboten, was mir jetzt sehr leid thut."

„Ach! Sie dürfen nicht in das Dorf kommen?" fragte sie mit einem unschuldigen Ausdruck des Bedauerns.

„Nein," antwortete Abel, „aber Du wirst in meine Hütte kommen; sie ist sehr schön. Du sollst in derselben die Kleider sehen, welche mein Vater, der ein Zauberer war, getragen hat, als er noch diese Erde bewohnte: ich bewahre sie sorgfältig auf, so wie auch die Kleider meiner Mutter, welche eine Fee war."

Das junge Mädchen betrachtete ihn im höchsten Grade erstaunt, und je mehr sie ihn betrachtete, desto mehr bewunderte sie die seltene Schönheit des jungen Mannes, der ihr wie ein wahrhaftes Wunderkind vorkam.

„Du hast ohne Zweifel einen Namen," fuhr er darauf unschuldig fort, „wie alle Prinzessinnen. Ohne den Deinigen zu kennen, würde ich Dich H e r z e n s s c h ö n nennen."

„Ach!" sagte sie, „ich heiße Catharine."

„Was bedeutet der Name?" fragte er, denn er glaubte, daß ihr Name irgend eine Eigenschaft bezeichne, wie die Namen der Prinzessinnen in den arabischen Mährchen.

„Er bedeutet, daß ich die Tochter des Herrn Grandvani bin, welcher der Maire des Dorfes ist.“

Caliban, welcher in der Hütte war, hörte in diesem Augenblick die fremde Stimme und eilte herbei. Als sein Kopf in seiner ganzen Häßlichkeit erschien, da erschrak das junge Mädchen und lief hinweg. Abel sah der Fliehenden nach, erhob sich, um ihr mit seinen Blicken folgen zu können, und als ihn Caliban fragte, wer das gewesen sei, so antwortete er: „Es war ein junges Mädchen, welches fast eben so schön ist wie Gracieuse! Wie soll ich es anfangen, daß ich sie wiedersehe? Vielleicht ist sie eine verkleidete Fee.“

Während Catharine floh, dachte sie nur an den schönen jungen Mann, und als sie in das Dorf zurückgelangt war, hatte sie schon hinreichend nachgedacht, um den Entschluß zu fassen, Jedermann die Begegnung zu verhehlen. Je mehr sie nachdachte, desto weniger konnte sie sich überzeugen, daß Abel ein menschliches Wesen wäre; er war ihr so verschiedenartig von den Männern vorgekommen, welche sie täglich erblickte, daß sie glauben mußte, er wäre ein Wesen höherer Art. Sie hörte nicht auf, an seine himmlischen Züge zu denken, an die strahlende Färbung und Frische seines Antlitzes, und an seine Unschuld. Jacques Bontemps bemerkte des Abends, daß sie auf alle seine Fragen verkehrt antworte und zerstreut sei.

Abel seinerseits dachte ebenfalls viel an das für ihn neue Wesen, welches er am Morgen in der Wirklichkeit gesehen hatte. Die Feenmährchen, welche er durchdachte, hatten ihn mit den menschlichen Leidenschaften bekannt gemacht: es war ihm nicht unbekannt, daß es eine Liebe gäbe, denn fast jedes Mährchen war gleich allen Erzählungen in der Welt auf

zwei verfolgte Liebende begründet. Allein die Bücher, welche er las, sagten ihm nie genug über diesen Gegenstand, und er vermochte nur so viel aus seinen Mährchen zu schließen, daß sich ein Mann in ein Weib, und umgekehrt ein Weib sich in einen Mann verliebe; was nun ihn betraf, so liebte er nur eine Fee, und der Eindruck, welchen die hübsche Catharine auf ihn hervorgebracht hatte, war weit entfernt von der Lebendigkeit des Eindrucks, den eine Fee auf ihn hervorgebracht haben würde. Dennoch mußte er sich gestehen, daß Catharine's Bild tief in sein Herz eingeprägt sei.

Während der folgenden Tage eilte er schon früh Morgens auf den Weg hinaus, oder setzte sich auf den Stein, um Catharine zu erwarten. Am vierten Tage sah er sie von fern kommen: sie ging langsam und blickte scheu um sich; er ging ihr entgegen, führte sie schweigend auf seinen ländlichen Sitz und sagte dann zu ihr, nachdem er sie einen Augenblick betrachtet hatte:

„Catharine, denn ich habe mir Deinen Namen gemerkt, Du bist heute schöner angezogen, als das vorige Mal; Du hast eine Rose in Deinen Haaren, Dein Busen ist von einem rosigen Stoffe bedeckt und Deine Hände sind durch einen goldenen Ring geschmückt!" Dann schwieg er und blickte sie an, als wollte er eine Antwort erwarten.

Catharine erröthete nun noch weit mehr und schlug die Augen nieder; dann dachte sie aber an die Unwissenheit des jungen Unbekannten, sah wieder zu ihm auf und sagte: „Es ist Gebrauch in der Welt, daß wir uns schmücken, wenn wir vor Leute treten, denen wir gefallen wollen."

„Gefällt man denn durch die Kleidung?" rief er lebhaft

aus; „ach! dann möchte ich wohl eine recht schöne Kleidung haben, wenn ich je einer Fee begegnete!"

„Was ist denn eine Fee?" fragte Catharine.

„Eine Fee," antwortete Abel lächelnd, „ist ein göttlicher Geist, der eine menschliche Gestalt annimmt und uns auf einer Wolke erscheint; die Feen sind mit Gewändern bekleidet, welche dem Blau des Himmels gleichen; ihr Antlitz ist strahlend und sanft wie ein Stern; sie gehen über die Blumen, ohne sie zu beugen, und nähren sich vom Honig wie die Bienen; sie trinken den Thau und bewohnen die Kelche der Blüthen. Oft gleitet eine Fee an einem Zweige entlang und steigt gleich einer leichten und glänzenden Flamme von demselben; sie verschönt die Natur, herrscht in derselben als unbeschränkte Machthaberin und macht Alle glücklich, welche sie beschützt, und giebt ihnen Talismane gegen das Unglück. Oft führt sie die Sterblichen selbst in Paläste mit Säulen von Gold und Diamanten, deren Pflaster von Marmor und deren gewölbte Bogen dem Himmel gleichen; kurz, die Feen umgeben die Sterblichen mit einer Wolke des Zaubers, des Glücks — und dieser Zauber fällt einem eines Morgens, bei der Nacht, unerwartet aus dem Himmel zu."

„In diesem Falle," sagte Catharine, „ist die Liebe eine Feerei, die man in dem Herzen hat." Ihre Augen, aus denen Liebesgluth leuchtete, richteten sich mit einem Ausdruck der Bewunderung auf Abel, und ihre Blicke verschmolzen mit den seinigen.

„Die Liebe," fuhr Abel fort und ergriff Catharine's Hand, „die Liebe ist dem Namen nach keineswegs etwas Neues für mich; allein ich begreife noch nicht Alles, was das Wort ausdrückt."

Als Catharine diese Worte der Unschuld hörte, tobte ihr Herz stürmisch gegen die Wandungen der Brust; sie zog sanft ihre Hand zurück und fuhr mit derselben nach ihren Augen, um die leuchtenden Thränen abzutrocknen, welche in dieselben traten. Abel, das unschuldige und liebevolle Kind, näherte sich ihr, ohne ein Wort zu sagen, und versuchte Catharine's Thränen mit den Locken seiner langen schwarzen Haare aufzufangen.

„Die Liebe ist ein Leiden," sagte darauf das hübsche Bauermädchen.

„O! nein," fuhr Abel fort, „man muß glücklich sein, wenn man liebt! Wenn sich meine Fee meinen Blicken darstellte, so würde ich sie lieben, aber ich würde nicht wagen, mich ihr zu nähern, ich würde sie achten, würde sie schweigend bewundern, ohne ihr ein Wort zu sagen; ich würde glauben, daß ein Wort von mir ihren Geist beflecken könnte; ich würde daher zufrieden sein, könnte ich an sie denken. Ich würde sie nicht bei der Hand erfassen wie Dich, aber es würde mir Freude machen, an die Blumen zu riechen, deren Wohlduft sie eingezogen, und wäre das eine Rose, so würde sie dann einen tausend Mal schönern Duft für mich haben. Ich würde lieber Schmerzen mit ihr erdulden, als Freuden mit Andern genießen; wenn sie sich entfernt hätte, würde ich sie doch noch immer sehen. Sie würde meine Mutter, mein Vater, meine Schwester zu gleicher Zeit sein — würde Alles für mich sein — und ich würde Alles von ihr haben: Licht, Glück, Freude. Wenn sie fern von mir spräche, so würde ich ihre Worte ahnen, denn ich würde sie im Geiste allenthalben hin begleiten. Kurz, ich würde durch sie leben, sie

würde mein Morgen, mein Tag, meine Sonne sein, würde mehr für mich sein als die ganze Natur.“

„Genug! — genug! —“ sagte Catharine und schluchzte.

„Du weinst?“ fragte er; „warum? Solltest Du Kummer haben?“

„Ja,“ sagte sie; „sehen Sie, das Dorf dort, aus welchem ich bin, enthält nur Kummer und Klagen.“ Dann schilderte ihm Catharine die Ränke und Leiden, welche das Leben in dem Dorfe verbitterten.

Abel begriff nur so viel von diesen Erzählungen, daß die Menschen, um die es sich handelte, unglücklich wären; dann rief er aus: „Nun! warum machen sie es nicht wie ich! Warum hat nicht Jeder eine Hütte, einen Garten, und lebt glücklich darin! Warum kommen sie nicht hierher, damit ich sie tröste!“

„Es giebt Leiden, die man nicht zu lindern vermag.“

„Das ist wahr,“ sagte Abel und dachte an seinen Kummer bei dem Verluste seines Vaters. „Aber,“ fuhr er dann fort, „die Leute haben doch noch nicht Alle ihre Eltern sterben gesehen?“

„Ach!“ sagte sie, „es giebt noch ganz andere Leiden! Dort unten im Thale lebt eine Jungfrau, deren Geschichte ich Ihnen das nächste Mal, daß ich wieder zu Ihnen komme, wenn ich nämlich wieder zu Ihnen komme, erzählen werde!“ fuhr sie fort, „und Sie mögen mir dann sagen, ob man jene Jungfrau trösten kann.“

„Wenn Du wiederkommst!“ wiederholte Abel, „und warum solltest Du nicht wiederkommen?“

Catharine versuchte ihm die Begriffe des Anstandes und der Moral beizubringen, welche die Grundlage der menschlichen

Gesellschaft bilden; allein Abel verstand nichts von dem, was sie sagte, und antwortete ihr: „Ich sehe nicht ein, warum Ihr dort unten das verwerft, was uns glücklich macht!“

Catharine blickte lange Zeit Abel mit einem schmerzhaften Gefühle an und ging dann mit langsamen Schritten.

---

## 5. Die Liebe im Dorfe.

Catharine, ein junges Mädchen ohne Erziehung, unwissend und unschuldig, bemerkte indeß Abels edle Unschuld und konnte sich dieselbe nicht erklären. Was er ihr von den Feen gesagt hatte, wurde für sie ein Gegenstand ernstlichen Nachdenkens; zuletzt begab sie sich zu dem Pfarrer, um von ihm zu erfahren, ob es Feen gäbe.

Der Pfarrer erkannte als ein unterrichteter Mann aus der Natur von Catharine's Fragen, daß dieselbe einen mächtigen Beweggrund zu diesen Fragen haben müsse: nun war es ferner sehr natürlich, daß er es versuchte, das junge Mädchen beichten zu lassen. Catharine war zu einfach, als daß sie den Fragen des Pfarrers hätte widerstehen können, und erzählte ihm Alles, was vorgegangen war: dieser letztere gerieth in ein gewaltiges Staunen, als er erfuhr, daß in unserem Jahrhundert noch ein junger Mann lebe, der dem Naturzustande so nahe stehe. Da er die Umstände nicht kannte, welche Abel zu diesem Grade der Leichtgläubigkeit geführt hatten, so bildete er sich ein, daß er ein junger Mann sei, welcher seinen Verstand verloren habe, und bemühte sich, Catharine zu beweisen, daß sie in der Nähe eines so außer=

gewöhnlichen Wesens sich großen Gefahren aussetze. Er bewies ihr noch mehr, daß die Feen eingebildete Personen wären, die nur von der Phantasie geschaffen seien, und um ihr das zu beweisen, las er ihr das Mährchen von der Prinzessin Eselshaut, eine Fabel von La Fontaine und ein morgenländisches Mährchen vor, erklärte ihr diese Dichtungen, und forderte sie dann auf, nicht wieder auf den Hügel zurück zu kehren.

Als Catharine den Pfarrer verließ, erkannte sie, daß Abel keineswegs ein Narr sei und daß sie keine Gefahr bei ihm zu befürchten habe, wenn nicht etwa die größte von allen, die Gefahr, ohne Gegenliebe zu lieben. Um ihr Ziel zu erreichen, beschloß sie einen letzten Versuch bei ihrem Freunde vom Berge zu machen, und erzählte ihm die Geschichte der jungen Schnitterin.

Sie eilte demnach eines Morgens zu ihm, setzte sich ohne Umstände an seine Seite und begann damit, daß sie ihm erzählte, es gäbe keine Feen; darauf suchte sie ihm die Vernunftgründe des Pfarrers begreiflich zu machen.

„Catharine," antwortete Abel ernst, „man wird mir nie beweisen, daß wir allein in der Welt seien. Wer hat das Alles gemacht, was wir sehen? ein großer Genius! Es giebt eine Fee der Blumen, eine Fee der Bäche, eine Fee der Lüfte. Bist Du nicht ebenfalls gleich wie ich gezwungen, irgend etwas zu lieben, was außer Dir liegt?"

„Ach! ja," sagte sie.

„Nun, kannst Du Dir keine Blumen denken, welche nicht verwelken, und keinen Tag, auf welchen keine Nacht folgt? Das Alles findet sich bei den Feen: die Feen leben in dem Himmel, denn der Himmel ist der Vorhof ihres Tempels und

die Sterne sind die Spuren ihrer Schritte. Wenn Gewitterwolken den Himmel überziehen, so rühren sie von den bösen Genien her, welche ihrer Haft entgangen sind, oder die Flaschen zerbrochen haben, in welche sie versiegelt waren. Catharine, hast Du nicht Lust, bisweilen irgend wo anders zu sein, als wo Du bist? Wünschest Du nicht, durch die Lüfte fliegen zu können und Dich in einer Anbetung der Liebe aufzulösen, so wie ich es thue, wenn ich meine Fee anbete?"

„Gewiß," sagte sie mit sanfter Stimme; „aber ich bin Christin und bete Gott an."

„Gott! wer ist das?" fragte er.

„Das ist der, welcher uns nach seinem Bildniß geschaffen hat, auf daß wir ihm dienen und ihn anbeten," sagte sie nach ihrem Katechismus.

„Ach! ich verstehe," fiel ihr Abel in die Rede, „Gott ist der König der Feen und Genien."

„Der Pfarrer hat mir aber gesagt, daß es keine Feen giebt!" sagte sie ärgerlich.

„Wer ist der Pfarrer?" fragte Abel rasch.

Es war Catharinen unmöglich, Abel begreiflich zu machen, was ein Pfarrer sei; sie verlor sich in ihren Erklärungen und vermochte dieselben nicht zu endigen, da sie sich zu sehr in dieselben verwickelte. Endlich zog sie sich aus ihrer Verwirrung, indem sie mit den Worten schloß, daß ein Pfarrer ein Mann sei, der sich nicht verheirathe, weil er nur Gott lieben müsse, weil er zu ihm im Namen der ganzen Welt beten und sich schwarz kleiden müsse.

„Betet man denn nicht selbst zu Gott?" fragte Abel. „Wenn Dir aber Dein Pfarrer in einem Buche gezeigt hat, daß es keine Feen giebt, so werde ich Dir aus einem andern

beweisen, daß es deren wohl giebt!“ Mit diesen Worten eilte er hinweg und holte ein Bändchen der Feenmährchen, worauf er ihr den Kupferstich zeigte, welcher die Erscheinung der Fee Abricotine darstellte.

„Wenn Sie darauf bestehen, daß es Feen giebt, so werde ich es glauben!“ sagte sie erröthend; „und wenn Sie sich auch irrten, so ist es mir doch angenehmer, an Ihren Irrthum zu glauben, als die Wahrheit zu kennen.“

„Catharine,“ sagte Abel mit jener kindlichen Freude, mit jener unschuldigen Neugierde eines jungen Eichhörnchens, welches von Zweig zu Zweig eilt und mit jeder Frucht spielt, „Catharine, Du hast mir eine Erzählung versprochen; erfülle jetzt Dein Versprechen, denn ich höre gern Deinen Worten zu.“

Catharine fühlte in ihrem Herzen eine Aufregung, welche eine große Aehnlichkeit mit der Furcht hatte. In der That ging ihr eigenes Geschick der Entscheidung entgegen.

## Geschichte der jungen Schnitterin.

Während der letzten Ernte kam ein junges Mädchen mit ihrer Mutter aus der Lorraine zu uns, denn die Bewohner der Lorraine sind arm und verrichten daher für uns die Feldarbeiten. Beide waren sehr arm; die Mutter war alt, allein ungeachtet ihrer Schwäche hatte sie den Weg mit ihrer Tochter zurückgelegt.

Diese Tochter hieß Juliette: sie ist hübsch wie eine Rose, die sich eben erst öffnet, und unter ihrem großen Strohhute hat sie mit ihren blonden Haaren das Aussehen eines Veilchens, welches sich unter einem trocknen Blatte verbirgt. Ihre Arme sind rund und glatt wie die Zweige einer jungen

Birke, und ihr Lächeln war vordem anmuthig wie ein Frühlingsmorgen. Beide gingen nach dem Meierhofe, welchen Sie dort unten an dem Ende des Dorfes sehen: sie baten um Arbeit und man nahm sie als Arbeiterinnen an.

Der Meier hat einen schönen Sohn, welcher groß und wohlgewachsen ist; er ackert selbst das Land und fährt selbst sein Getreide ein; er ist der Geschickteste im Dorfe, wenn es gilt, mit der Büchse oder mit der Armbrust zu schießen; er versteht sich auf das Lesen und Schreiben, und singt des Sonntags in der Kirche; er ist es endlich, der die Arbeiten aller Schnitter und der übrigen Feldarbeiter leitet.

Er war in dem Wohnzimmer der Meierei, als Juliette mit ihrer Mutter eintraten; kaum hatte Juliette ihn erblickt, als sie erbleichte und sich geneigt fühlte, ihn zu lieben, weil er so schön war.

„Wenn ich je liebte,“ fiel ihr Abel in die Rede, „so würde ich nur die Schönheit lieben.“

Juliette vermuthete offenbar, fuhr Catharine fort, daß die Seele des jungen Mannes eben so wäre wie seine körperliche Hülle, und das arme Kind verliebte sich in den Sohn des Meiers, ohne zu wissen, ob sie Gegenliebe finden würde.

Nun arbeitete sie nur auf den Feldern, auf denen er zugegen war; sie blickte verstohlen nach ihm; wenn er irgendwo stehen geblieben war, so litt sie nicht, daß ein Anderer die Halme schnitte, welche er berührt hatte; setzte er sich auf eine Garbe, so trug sie dieselbe auf dem Kopfe nach dem Wagen. Kurz, sie versuchte überall und stets in seiner Nähe zu sein, und wenn er sich über die Hitze beklagte, so war sie sogleich bereit, ihm frisches Wasser zu holen; die

Flasche aber, welche von seinen Lippen berührt war, hatte für sie eine Weihe erhalten und war ihr theuer geworden; man bemerkte, daß sie nicht einmal ihrer Mutter erlaubte, sich derselben zu bedienen, und so arm sie auch war, so zog sie es doch vor, noch eine zweite Flasche zu kaufen, und ihrer Schwäche ungeachtet jedesmal beide Flaschen auf das Feld mitzunehmen.

Wenn Antoine sprach, so fühlte sie ein inneres Beben und lauschte so aufmerksam, daß ihr kein Laut seiner geliebten Stimme entging. Richtete er seine Worte an sie, so erröthete sie und wagte nicht, ihn anzublicken; kurz, sie liebte ihn mit aller Kraft ihres Herzens und ergriff mit Glut den Augenblick der Gegenwart, ohne an die Zukunft zu denken.

Die Mutter bemerkte, daß sich ihre Tochter verändert hatte, denn wenn sie auch noch eben so sehr von derselben geliebt wurde, so war es doch offenbar, daß sich Juliette oft zerstreut zeigte. Als Antoine eines Tags Juliette geholfen hatte, ihren Schwaden zusammenzunehmen, und dabei ihre Hände und ihre Blicke sich gegenseitig getroffen hatten, ließ sie ihre Mutter allein die Bürde forttragen, welche sie früher gewohnt gewesen war, ihr abzunehmen.

Am Abende dieses Tages sagte die Mutter zu Juliette: „Mein Kind, die Luft dieser Gegend ist Dir nicht zuträglich, laß uns nach der Lorraine zurückkehren.“ Juliette antwortete ihr, daß die Lorraine jetzt für sie hier sei. Die Mutter sah wohl, daß es kein Heilmittel mehr gäbe, und sie fuhren mit der Ernte fort.

Antoine täuschte sich nicht lange hinsichtlich der Liebe, welche Juliette zu ihm fühlte. In einer Nacht sah er sie

auf dem Hofe auf einem Steine sitzen, während sie abwechselnd nach dem Himmel blickte und nach den Fenstern des Zimmers, in welchem er schlief. Da es Nacht war und sie glaubte, daß Jedermann schlafe, da Alles schwieg und man das leiseste Lüftchen zu hören vermochte, so warf sie einen Kuß nach Antoine's Schlafzimmer. Diese stumme und geheime Verehrung, diese heimliche Liebe gefiel dem jungen Manne, welcher von jetzt an aufmerksamer gegen Juliette wurde, als er bisher gewesen war.

„Hören Sie noch zu?“ fragte Catharine den Jüngling.

„Ja, ja,“ antwortete der junge Mann, welcher zu träumen schien.

Nun wiederholte Catharine ihre Worte, indem sie ihn anblickte und fuhr dann fort: Antoine gab von jetzt an Julietten weniger Arbeit als den Uebrigen. Wenn es zu heiß war, so sagte er zu ihr, daß sie ausruhen sollte, und sie ruhte dann mit ihrer Mutter aus, weil er es war, der ihnen die Erlaubniß gegeben hatte. Bei Tische sorgte er dafür, daß sie wohl bedient werde, und eines Tages legte er eine Blume an ihren Platz. Juliette nahm die Blume, barg sie in ihrem Busen, und noch ruht sie an demselben, obgleich sie verwelkt ist.

Eines Abends, als alle übrigen Bewohner des Meierhofes zu Bett gegangen waren, setzten sich Juliette und Antoine unter einen Baum des Gartens. Lange unterhielten sie sich: Antoine wurde durch die Anmuth und den Geist des jungen Mädchens entzückt. Von jetzt an liebten sie einander mit inniger Glut und insgeheim. Juliette war vollkommen glücklich, als sie sah, daß sie von dem angebetet wurde, den sie anbetete, und mit Begeisterung überließ sie sich der Hoffnung.

Als sie sah, daß Antoine sehr verliebt in sie sei, wechselten sie ihre Rollen mit einander: nun war es Antoine, der liebevoll Alles küßte, was sie getragen oder berührt hatte; er blickte ihr bei der Ernte zu und half ihr, so wie ihrer Mutter, welche ihrer langjährigen Erfahrung ungeachtet zu glauben begann, daß die Sache ein gutes Ende nehmen würde. Die alte Mutter lächelte nun, wenn sie den Sohn des Meiers des Abends mit Juliette tanzen sah, und wenn er sie nicht bei dem Contretanze küßte, wenn die Tour kam, bei welcher sich Tänzer und Tänzerin küssen mußten, so hielt sie das für ein günstiges Zeichen. Als endlich eines Abends Juliette an Antoine's Arme in die Meierei zurückkehrte und zu ihm sagte: „Mein Freund, den ich mit wahrer Liebe liebe, Du hast mir eine irdische Blume gegeben und tausend andere himmlische Blumen; ich kann Dir dagegen nur dieses Band geben, welches mir als Gürtel dient, nimm es hin und vergiß nie, daß ich mich selbst Dir gegeben habe, indem ich Dir das Band gab!“ da nahm Antoine das Band, um es nie wieder von sich zu legen: er verlangte auch noch einen Kuß, aber Juliette verweigerte ihm denselben.

Sie gelangten dahin, daß sie sich mit einem Blicke begriffen, daß sie gegenseitig in ihren Augen lasen und sich nicht mehr verlassen konnten: ihre Herzen verschmolzen mit einander und sie genossen die Wonnen einer zarten und reinen Liebe. Für sie machte die Zeit und das Wetter, der Ort und die Stunde keinen Unterschied mehr: sie waren ganz Herz und nahmen endlich gegenseitig das eine das Benehmen und die Redeweise des andern an, so wie sie sich in ihren Gedanken gleich waren; kurz, Antoine wurde ganz zu Juliette, und Juliette zu Antoine.

Als Juliette eines Morgens geweint hatte, weil der Meier von dem Ende der Ernte und der Ablöhnung der Schnitterinnen sprach, sagte Antoine zu seinem Vater, daß er Juliette liebe und sie heirathen wolle. Noch an demselben Abende jagte der Meier, welcher mich mit seinem Sohne verheirathen wollte, Juliette von seinem Hofe, nachdem er ihr ausgezahlt hatte, was er ihr schuldete; zugleich sagte er zu seinem Sohne, daß er nie in eine Verheirathung mit der Lorrainerin willigen würde, weil dieselbe zu arm sei.

Juliette ging, ohne zu weinen, aber sie war bleich wie der Tod: sie wurde von einem andern Bauer aufgenommen, bei welchem sie jetzt mit ihrer Mutter arbeitet, ohne etwas zu verdienen; allein sie will das Land nicht verlassen, welches Antoine bewohnt, und das arme Mädchen fühlt sich glücklich, wenn es nur die Luft einathmen kann, welche er einathmet.

Eines Morgens ging ich zu ihr und tröstete sie: „Juliette, sei überzeugt, daß ich nimmer Antoine lieben werde, und wenn Du irgend etwas nöthig hast, so wirst Du in mir eine Freundin finden, welche Dich in jeder Hinsicht mit Freude unterstützen wird!"

„Das ist schön!" sagte Abel und schlug in seine Hände wie ein zu sehr aufgeregter Zuschauer. Catharine verstummte, so viel Freude verursachte ihr dieses Lob, welches ihrem Herzen so süß war!

„Seit dieser Zeit," fuhr sie fort, „kennt Juliette keine andere Freude, als Antoine in der Kirche zu sehen und ihn bisweilen auf dem Felde zu erblicken; selten sprechen sie mit einander, dann aber schwören sie sich auch eine ewige Treue zu. Indeß macht sich Juliette den Vorwurf, den Zorn seines

Vaters auf Antoines Haupt gezogen zu haben, denn der Bauer hat erklärt, daß er seinen Sohn enterben werde, wenn er nicht diejenige heirathe, welche er ihm zur Frau geben würde. Juliette ist traurig und ohne Hoffnung, sie verzehrt sich und gleicht einer Blüthe, die von einem Wurme zernagt wird; das ganze Dorf liebt und beklagt sie, und dennoch stirbt sie vor Liebe."

„Was für ein Mittel würden Sie nun gegen solche Leiden erfinden?" schloß darauf Catharine; Abel schwieg.

„Nun," fuhr Catharine fort, „denken Sie nun, daß Antoine Juliette nicht geliebt hätte, daß ihn aber Juliette stets angebetet hätte, und sagen Sie mir dann, ob es für ein liebevolles Herz ein größeres Unglück würde geben können!"

Als sie diese letzten Worte aussprach, zitterte ihre Stimme und angstvoll blickte sie Abel an, indem sie auf seine Antwort harrte, gleich wie die von der Sonnenglut gewelkte Pflanze sich nach dem Thau des Abends sehnt.

„Mir scheint es," antwortete Abel in einem gleichgültigen Tone, „daß die wahre Liebe endlich alle Hindernisse besiegt; die guten Feen siegen stets!"

„So würde ich auch siegen?" fragte sich Catharine.

Von diesem Tage an erschien Catharine oft, um mit Abel zu plaudern, denn das arme Kind liebte den Sohn des Chemikers mit derselben Glut, mit welcher Juliette Antoine liebte.

Indeß verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, daß in der Hütte auf dem Hügel ein junger Mann wohne, der schön sei wie der Tag, reizend und himmlisch, aber einen höllischen

Dämon zum Diener habe; von dem Chemiker habe er die Macht ererbt, der Natur zu gebieten, Feen und Kobolde wären sein Umgang und manchmal sähe man ihn des Abends beim Mondscheine mit einem Gespenste plaudern, welches ihn wie ein Schatten umschwebe. Dieses Gerücht verbreitete sich durch die ganze Gegend und wurde noch dadurch beglaubigt, daß der Pfarrer in der Predigt allen jungen Mädchen verbot, den Hügel zu besuchen.

Indeß liebte Abel die schöne Catharine, aber wie man eine Schwester liebt, und nährte sich stets mit seinen süßen Träumereien. Der Wunsch, eine Fee zu sehen, wurde um so mächtiger bei ihm, weil ihm seine Träume bisweilen phantastische Bilder vorführten, die ihn mit Entzücken erfüllten, und weil er bisweilen bei seinem Erwachen glaubte, wirklich Feen gesehen zu haben.

Er theilte Catharine seinen Glauben mit, und diese hielt ihre Thränen mühsam zurück, ließ sie aber fließen, wenn sie ging, und beklagte es, daß sie um eingebildeter Wesen willen vernachlässigt werde, von denen ihr der Pfarrer versichert hatte, daß es nie dergleichen habe geben können. Sie hoffte indeß, daß sie seine Liebe noch erlangen werde.

Stets besuchte sie Abel des Morgens, weil es an einem Morgen gewesen war, daß sie ihm zum ersten Male begegnete; ihre Gänge nach dem Hügel waren noch von Niemand bemerkt und ihr Vater kannte überdieß ihre Unschuld und vertraute auf den Abscheu, den er ihr gegen den Hügel eingeflößt zu haben glaubte.

Als indeß eines Tages Catharine einsah, daß sie Abel ohne Hoffnung einer Gegenliebe werde lieben müssen, da

begann sie blaß zu werden: die Veränderung ihres Aussehens und ihres Benehmens entging den Augen des Quartiermeisters der Garde-Kuirassiere nicht, denn Jacques Bontemps machte ihr alle Abende den Hof; er bemerkte, daß ihn Catharine seit einiger Zeit nicht mehr so gern sehe, denn sie verglich ihn mit Abel, dessen Benehmen natürlich, anmuthig und unschuldig war, und fand den barschen Ton, das übermüthige Benehmen und die Redeweise des Quartiermeisters nicht mehr nach ihrem Geschmack. Dennoch schmeichelte er sich stets mit der Hoffnung, daß sie seine Frau werden solle, denn er hatte einen Brief erhalten, welcher ihm viele Hoffnung gab: sein Freund, der Bureaudiener, war zu der wichtigen Stelle eines Dieners in dem geheimen Kabinet des Ministers ernannt.

Nun richtete er eine Bittschrift an den Minister, um die Stelle des Einnehmers von ihm zu erlangen, und schickte dieselbe an seinen Freund, damit er sie bei günstiger Gelegenheit Seiner Excellenz vorlege. Ungemein lange brachte er an der Ausarbeitung seiner Bittschrift zu, doch nach vierzehntägigem Nachdenken hatte er dieselbe an das Licht der Welt gefördert, und wir geben sie hier buchstäblich nach dem Original:

Gnädiger Herr!

„Euer Excellenz wird mit Erstaunen erfahren, daß die Gemeinde B... zum Einnehmer einen alten Schöps hat, welcher in die Maschine, deren Seele Eure Excellenz ist, wie ein Rad ohne Zähne eingreift: demgemäß bittet Jacques Bontemps, ehemaliger Quartiermeister, um die Einnehmer-

stelle, da man ihm, beiläufig gesagt, seine Pension verweigert hat, weil ihm ein Dienstjahr fehlte, obschon man ihm versprochen hatte, daß ihm solches zu Gute gehalten werden solle; da nun aber Eure Excellenz damals nicht Minister war, so kann solches auch Euer Excellenz nicht zur Last fallen, ich aber bleibe darum immer ohne Pension."

„Ohne Eurer Excellenz lästig werden zu wollen, bitte ich demnach jetzt um die Stelle des Einnehmers. Der gnädige Herr wird ganz wohl thun, dem Einnehmer eine Pension zu bewilligen, weil der Bittsteller nur die Stelle des Einnehmers will, nicht aber demselben zu schaden gesonnen ist. Das wird Ihnen, gnädiger Herr, nur einen Federzug kosten, und der unterzeichnete Bittsteller hat die Freude, zu bemerken, daß er vor der Thür Eurer Excellenz Wache gestanden hat, ehe Euer Excellenz Minister geworden ist, und daß er Sie von den Kosacken gerettet hat, widrigenfalls der gnädige Herr jetzt nicht Minister sein würde."

„Der Bittsteller zweifelt nicht an den Gefühlen ergebenster Dankbarkeit von Seiten des gnädigen Herrn, mit denen er die Ehre hat zu sein &c.

Jacques Bontemps."

Als dieser Brief abgesandt war, nahm er seine ganzen Gedanken zusammen, um in derselben Weise einen Bericht über die Angelegenheiten der Gemeinde abzufassen, worauf er denselben an einen seiner ehemaligen Generale sandte und ihn bat, denselben an einen Staatsrath abzugeben, damit, wie er sich ausdrückte, unmittelbar ein Kabinetsbefehl des Königs erschiene.

Jacques Bontemps erklärte darauf gegen Catharine's Vater, daß er binnen einem Monate Einnehmer sein, der Prozeß aber beendigt sein werde. Der ehemalige Pedell antwortete, daß Catharine dann seine Frau werden solle, und Catharine stieß einen Seufzer aus.

## 6. Die Perlenfee.

Abel hatte endlich alle Hoffnung fahren gelassen, je eine Fee zu sehen, und seit drei oder vier Tagen hatte er sogar alle seine Mährchenbücher, die er auswendig wußte, hinweggestellt und beschlossen, sie nicht wieder zu öffnen. Gleich allen denen, welche an einer Sache zu zweifeln beginnen, auf welche sie ihr Glück begründet haben, überließ er sich einer sanften Schwermuth: er fand eine Leere in sich selbst und dachte an Catharine. Alle Elemente der Liebe lagen in ihm, ohne daß er verliebt war. Die Thätigkeit seines Geistes verschwendete sich auf Träumereien ohne Gegenstand, welche ihn während Catharinens Abwesenheit in eine Art moralischer Betäubung versenkten. Mit einem Worte: er empfand jenes Bedürfniß zu lieben, welches uns ergreift, wenn wir aus der Kindheit treten, und das unserer Liebe so viel Anmuth und Feuer verleiht.

Nachdem er eines Abends lange Zeit den Himmel betrachtet hatte, redete er in seiner orientalischen Ausdrucksweise folgendermaßen das Firmament an: „Wolken, die ihr oft auf den Gipfeln der Berge anhaltet und den Genius absetzt, welcher die Erde erfrischt, sendet mir in meine Hütte irgend

einen leichtfüßigen Berggeist, der mich belehre oder mir irgend eine schwierige Unternehmung zeige, auf welche ich meinen ganzen Geist verwenden kann: mag er mir befehlen, daß ich mich in irgend einen See stürze, auf dessen Grunde Löwen sitzen, die eine junge Fee bewachen, welche seit Jahrhunderten durch die Bosheit eines grausamen Zauberers auf einem Diamanten schläft. Sterne, leitet mich der entgegen, welche ich lieben soll. Göttlicher Strahl, der Du ausgehst aus dem Schooße der Königin der Nacht, geleite mich in die Gegend, wo Faruckna weilt, wo der Felsen seine Schwingen entfaltet, wo sich die tausend goldenen Säulen der Feenschlösser erheben."

„Ach bald," sagte er zu Caliban, der ihm zuhörte, ohne ihn zu verstehen, „bald! morgen vielleicht, werde ich den Herd untersuchen und wir werden von hier ziehen, denn auch die Prinzen in meinen Mährchen durchreisen die Welt, bis sie eine Fee gefunden haben, die sich als eine Bettlerin, als ein altes Weib darstellt; aber," fuhr er dann fort, „wie kann ich den Garten verlassen, in welchem meine Mutter ruht! — Und Catharine, und Dich, Caliban, der Du nicht mehr gehen kannst."

Caliban küßte ihm die Hand.

„Ich möchte lieben!" sagte Abel; „meine Blumen, meine Hütte, meine Pflanzen genügen mir nicht mehr! Ich bin allein! O Fee der Liebe! gute Fee, die Du den Prinzen Kobold so herrlich unterstützt hast, komm mir zu Hülfe!"

Er kehrte in das Laboratorium zurück, legte sich traurig auf sein Bett und schlief bald fest ein, so wie auch Caliban, der in einem Raume schlief, welcher von seiner Schlafstätte entfernt war.

Es war etwa Mitternacht; das tiefste Schweigen herrschte um die Hütte und wurde nur durch den frischen Nordwind unterbrochen, welcher die Zweige der Bäume sanft wiegte; einige Käuzchen ließen ihre schrillenden Töne in der Ferne hören; der Mond barg sich hinter schweren Wolken. Abel träumte, daß eine Fee erscheinen wolle, und hörte in seinem Traume die zauberischen Accorde einer überirdischen Musik, und während dieser Töne vernahm er mit dem reinen Entzücken einer Seele, die sich von den körperlichen Banden befreit hat, die silberhelle Stimme der Fee. Er erwachte plötzlich, die süße Musik seines Traumes fuhr fort — dann hörte sie auf — Welch' ein Schauspiel!

Um einen richtigen Begriff von diesem Schauspiele zu geben, müßte man das Gemälde des Endymion beschreiben können und Abel zeigen, wie er eben so schön wie Diana's geliebter Schäfer in dessen anmuthiger Haltung da lag, und gleich ihm durch das Liebe athmende Licht erleuchtet wurde, welches die Annäherung der Göttin verkündete; allein hier in dem Laboratorium war die Göttin bereits erschienen! Der erstaunte Abel sah in dem Schlote den Gegenstand seiner Träume niederfahren, eine Fee, aber die schönste der Feen, die Fee der Liebe!

Sie nahte ihm, umflossen von einem weißen Lichte, welches dem eines Sternes glich; dieses Licht wurde durch eine bronzene Lampe hervorgebracht, welche die Fee in dem Schlote zurückgelassen hatte und die Abel damals nicht sehen konnte. Diese Lampe von alterthümlicher Form verbreitete einen Schein, welcher ein himmlischer Strahl zu sein schien und das Laboratorium erleuchtete. Abel glaubte noch zu träumen, und

überließ sich mit ausgerecktem Halse der Wonne, die zu betrachten, deren bezaubernde Stimme er gehört hatte.

Der Gesang und die Musik waren verstummt. Von ihrem Lichtthrone herab schien die Fee die Erde zu verschmähen, indem sie dieselbe einer Berührung mit ihren schneeweißen Füßen nicht würdigte. Sie war mit einem weißen Stoffe gekleidet, welcher so blendend war, daß jedes Bild übertroffen wurde, welches sich Abel von der Bekleidung der Feen geschaffen hatte. Ihre schwarzen Haare waren mit Perlen übersäet, welche einen stärkern Glanz verbreiteten als der Diamant.

Ein Gürtel von Perlen umgab ihren schlanken, leichten und wollüstigen Leib; ein Halsband von Perlen mit funfzehn Windungen wurde nur mit Mühe von Abel erblickt, weil es mit der weißen Haut ihres Halses zu verschmelzen schien; an ihren zarten und sammetweichen Armen strahlten Armbänder von Perlen, und auch ihr Gewand war mit Perlen gestickt. In der Hand hielt sie einen Zauberstab von Perlmutter, und von dem Scheitel des Hauptes hing ein leichter Schleier nach unten herab.

Diese Tochter der Luft war klein, zierlich, lebhaft und leicht, aber nichts würde einen Begriff von ihrem Antlitz zu geben vermögen. Ihre Züge zeigten jeden Charakter: die Güte, verbunden mit einem milden Stolz, die Größe, die Liebe, die Anmuth und jenen unbeschreiblichen Reiz, welcher aus dem Wunsche zu gefallen entspringt. Ihre lebhaften Augen, aus denen ein feuchtes Feuer strahlte, waren von jenem dunkeln Kreise umgeben, welcher den Glanz derselben verdoppelt, und hatten überdieß jenen wunderbaren Ausdruck der Wollust, welchen ein breites, langes und schönes Lid ge-

währt, wenn es sich bis zu der Mitte des Auges senkt und den Stern zu verbergen scheint, aus welchem das ganze Feuer der Liebe strahlt; ihr Mund lächelte wie eine Rose, die sich öffnet, und ließ Zähne sehen, welche mit den Perlen ihres Schmuckes wetteiferten. Ihr göttliches Lächeln deutete auf einen Gedanken, welcher rein und frisch war wie ihr Athem, und die wonnige Haltung ihres Halses, der sich zwischen ihren anmuthig gewölbten Schultern gleich einer Alabastersäule erhob, zeigte an, daß sie im Himmel die Majestät studirt habe.

In einer Minute hatte Abel alle Schönheiten dieser Gestalt erblickt; er schien zu befürchten, daß sein Athem diese himmlische Erscheinung verjagen möge, und wagte nicht, die Fee anzublicken, deren Augen ihn wie zwei Sterne vorkamen. Die Fee ergötzte sich dagegen an Abels Staunen, und ihr Glück drückte eine neugierige Bewunderung aus. Abwechselnd schlug sie die Augen nieder und erhob sie wieder, bis endlich Abel die Athemzüge der Fee fühlte und nicht mehr an der Wirklichkeit dieser strahlenden Erscheinung zweifelte; er warf sich nieder, erhob sein engelgleiches Antlitz und sagte mit Begeisterung und im Tone der Anbetung:

„Du bist gewiß die Perlenfee!"

Sie lächelte und verneigte zum Zeichen der Bejahung das Haupt; diese sanfte Bewegung ließ einen großen Diamant erstrahlen, der sich in der Mitte ihrer reinen Stirn befand, und Abel glaubte, daß das Lichtgewölk erzittert sei und vielfache Kreise beschreibe, gleich einem klaren Wasser, wenn man einen Kiesel in dasselbe geworfen hat.

„Schöne Perlenfee," fuhr er mit einer reizenden Unschuld fort, „Sie haben also mein Flehen gehört! Ergreifen Sie

mit Ihren weißen Händen die Zügel meines Lebens! Ich will Ihnen ganz und gar angehören, wenn ich anders dessen würdig bin, allein die Darbringung eines reinen Herzens ist, wenn ich nicht irre, das schönste Geschenk, dessen ein Sterblicher fähig ist. Ach! kommen Sie bisweilen in meine Hütte, ich werde Tempel und Altäre für Sie erbauen, ich werde für Sie leben, ich — aber sprechen Sie, ich befürchte, daß ich nur träume."

Raphael hat uns Engel und Seraphim dargestellt, welche vor dem Ewigen knieen, und hat die menschliche Vollendung in einer Haltung gezeigt, welche ungeachtet ihrer Demuth voll Anmuth ist. Ihre Gesichter erstrahlen und scheinen einen Wiederschein auf die Erde zu werfen, auf welche die tausend Locken ihres goldenen Haares fallen; so erschien Abel, als er anbetend vor seiner Fee lag. Sie bewunderte ihn und ihr Lilienteint wurde weißer, ihre Röthe lebhafter, ihre Augen erstrahlten und ein göttlicher Ausdruck schwebte über ihr glänzendes Antlitz. Als Abel sein Gebet beendet hatte, bewegte sie sanft ihr Haupt und sprach folgende Worte aus:

„Abel, ich werde sehen, ob Du dessen würdig bist, was Du verlangst. Einige Zeit lang werde ich in Deine Hütte schlüpfen, einem Mondstrahle gleich, der einen silbernen Schein durch die Nacht wirft. Wenn Du es verdienst, so werde ich Deine Freundin sein, Dein Gestirn und —" Sie schwieg, als hätte sie befürchtet, daß sie zu viel versprechen möchte.

Als Abel die engelgleiche Stimme hörte, welche gleich den letzten Tönen einer Harfe an sein Ohr schlug, wurde er mit Staunen erfüllt: diese Stimme ging ihm zu Herzen, er hörte mit seinem Herzen die Töne, welche aus dem Herzen der Fee hervorzugehen schienen. Die süße Musik, welche

der Erscheinung vorangegangen war, war nicht köstlicher gewesen, als diese süßen Klänge.

„Ach!“ rief er aus, „wenn ich von einer Wolke emporgehoben wäre und die göttlichen Klänge der goldenen Harfen gehört hätte, auf denen die Cherubim, wie Catharine sagt, vor ihrem Gotte spielen, so hätte ich nicht so viel Freude empfunden, wie mir eine einzige von Ihnen ausgesprochene Silbe gewährt! Der Vogel, der vor seinem Tode singt, die Nachtigall und der Kuß einer Mutter sind nicht süßer. O Perlenfee, bist Du nicht die Königin aller Feen, gleich wie die Perle die Königin des Oceans ist?“

Die Fee lächelte ihn an und berauschte ihn durch dieses Lächeln. „Wenn ich ewig wäre,“ rief er mit Entzücken aus, „so würde ich mich glücklich fühlen, wenn ich nur alle tausend Jahr ein solches Lächeln sähe! Sie lächeln mir aber noch immer zu! Nun sterbe ich zufrieden, denn Ihr Lächeln wird mich noch in der Nacht des Grabes entzücken, und ich will lieber den Tod mit dieser Erinnerung, als das Leben ohne Sie!“

„Abel, lebe wohl,“ sagte sie mit zärtlicher Stimme. Abel warf sich nieder, und als er sein Haupt wieder erhob, da herrschte das tiefste Dunkel um ihn: die Fee war verschwunden, wie sie erschienen war, und der junge Mann bemühte sich vergebens, den Platz zu unterscheiden, welchen sie eingenommen hatte. Er sah nur die Finsterniß und hörte nur das Schweigen, um uns des wunderschönen Ausdrucks Miltons zu bedienen. Indeß vernahm er aus der Ferne ein dumpfes Rollen, dem eines fernen Donners gleich; da eilte er aus der Hütte, erstieg den Hügel und sah nach dem Walde zu einen leuchtenden Wagen, welcher mit der Schnelle davon

eilte wie eine Wolke, die vom Sturme gejagt wird. Er kehrte in die Hütte zurück, konnte aber nicht wieder schlafen und sah stets die Perlenfee in ihrem leuchtenden Gewölk; er hörte ihre sanfte Stimme und rieb sich bisweilen die Augen, konnte aber an der Wirklichkeit der Erscheinung nicht zweifeln.

Als es Tag geworden war, erhielt er den Beweis von der himmlischen Erscheinung: vor dem Herde stand der Stickrahmen seiner Mutter und auf demselben lagen einige Perlen, welche sich von dem Gewande der Fee abgelöst hatten. Er wollte den Herd untersuchen und fand zu seinen Füßen die Trümmer einer ungeheuren Flasche, welche sein Vater auf den Mantel des Herdes gestellt hatte, und auf deren Etiquette sich Abel erinnerte, stets das erste Wort Spiritus gelesen zu haben.

„So ist es," dachte er, „mein Vater hielt die Fee in dieser Flasche eingeschlossen, und deren Zeit ist heute Nacht zu Ende gewesen."

Endlich trat er unter den Schlot und bemerkte, daß sein Vater, als er denselben mit Caliban vergrößerte, an einer Seite desselben eine kleine Treppe zurückgelassen habe, welche er in den Felsen gehauen hatte, und auf einigen Stufen derselben sah er noch Perlen.

Dann weckte er Caliban und erzählte ihm, daß die Fee da gewesen sei. Der alte Diener freute sich und sagte zu seinem jungen Herrn, als dieser ausgesprochen hatte: „Abel, ich bin nun alt und werde bald sterben: Du mußt Deine Fee bitten, daß sie durch die Bergmännchen Deinen Garten bebauen, das Getreide mahlen und die Früchte bestellen lasse, damit Dir diese Mühe erspart werde."

„Vielleicht kann sie machen, daß Du ewig leben bleibst!“ sagte Abel; „allein die Feen haben hierzu keine Macht.“ Dennoch war der Punkt zweifelhaft, und er beschloß daher, in dem Feenkabinet nachzusehen und Beispiele zu suchen. Caliban freute sich nun und hoffte, daß Abel auf irgend einer bisher übersehenen Seite ein Unsterblichkeitspatent für ihn finden werde.

Abel ging und der erste Gegenstand, welcher in seine Augen fiel, war eine weißliche Masse, die etwa hundert Schritt von der Hütte lag und die er früher nicht gesehen hatte. Er erinnerte sich, daß an derselben Stelle schon früher irgend etwas gestanden habe, doch mußte er erst eine lange Stunde nachdenken, ehe er sich entsinnen konnte, daß hier der große Busch gewesen sei, hinter welchem sich Catharine verbarg, als sie sich zum ersten Male auf den Hügel wagte. Er trat näher und sah, daß der Busch verbrannt und dadurch ein ungeheurer Stein sichtbar geworden sei, welcher früher durch das dicht verwachsene Gebüsch allen Blicken entzogen war. Dieser Stein war viereckig und stellte gewissermaßen ein ländliches Denkmal dar, welches mit einer Tafel versehen war, auf der wunderliche Charaktere standen. Am Fuße des viereckigen Felsstückes befand sich eine außerordentlich lange und breite Steinplatte, welche seit langen Jahren mit Erde bedeckt gewesen war: jetzt war die Erde hinweggeräumt, und die Steinplatte, in deren Mitte sich ein dicker eiserner Ring befand, war nun von Allem befreit, wodurch sie so lange Zeit versteckt gewesen war. Diese ziemlich bedeutende Arbeit hatte stattgefunden, ohne daß Abel etwas hätte hören können, und nach einigem Nachdenken kam er daher auf den Einfall, daß die hübsche Perlenfee dieses Werk vollbracht

habe und sowohl das Denkmal wie die hieroglyphischen Charaktere einen höchst wichtigen Sinn hätten. Er legte sich auf die Erde, hielt das Ohr an die Steinplatte und vernahm ein dumpfes Geräusch, welches ihn auf die Anwesenheit einiger Bergmännchen schließen ließ, obgleich es in der That nur durch den einfachen Grund veranlaßt wurde, durch welchen das Meeresbrausen veranlaßt wird, welches die Kinder in den an ihr Ohr gehaltenen Muscheln hören.

Er erhob sich und suchte den Sinn der Charaktere zu entziffern, was jedoch eine unmögliche Sache war, da sie keinen Sinn hatten, obschon Abel einige durch die Zeit verwischte Zahlen unterscheiden konnte.

Noch betrachtete er das wunderbare Denkmal, als er Schritte vernahm, welche so leicht waren wie die eines Geistes; er blickte auf und glaubte, daß die Fee käme; allein es war Catharine, welche ihm ungeachtet ihres Kummers mit heitern Blicken entgegen kam. Abel vermochte seinen Unwillen nicht zu verbergen, als er seine Täuschung sah, und diese Empfindung konnte Catharinens Blicken nicht entgehen.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie und zitterte wie ein Espenblatt.

„Ich glaubte,“ antwortete er mit einem freundlichen Lächeln, welches für den Augenblick die arme Catharine wieder ermuthigte, „ich glaubte, es wäre die Fee.“

„Welche Fee?“ fragte sie erstaunt.

„Die Perlenfee!“ erwiederte Abel mit einem Blicke, aus welchem seine Liebe leuchtete. „O! wie schön die ist! Catharine, was fehlt Dir? Du wendest die Augen ab?“

„Ja," sagte sie mit erstickter Stimme, „ich kann die Ihrigen nicht sehen, wenn sie diesen Ausdruck haben — aber nicht für mich," dachte sie hinzu.

„Was fehlt Dir, meine kleine Catharine?" fragte er in einem sanften Tone; „Du weinst? Du hast Kummer?"

„Ach ja, ich habe Kummer!" antwortete Catharine und schluchzte; als sie sich aber umwandte und ihn ebenfalls weinen sah, da schienen ihre Thränen plötzlich zu versiegen und sie fragte: „Du weinst auch?"

„Kann ich Deinen Kummer sehen, ohne ihn mitzufühlen?" antwortete Abel; „bist Du nicht meine Schwester, da Du das einzige und erste Wesen bist, welches mir zugelächelt hat, ohne mein Vater, meine Mutter, noch auch Caliban zu sein?"

„Wer ist denn jene Fee?" fragte Catharine und suchte ihre Verzweiflung zu verbergen.

Nun schilderte Abel mit dem ganzen Feuer der Jugend, mit der ganzen Glut der Liebe auf seelenvolle und lebhafte Weise die Erscheinung, welche er über Nacht gehabt hatte; in jedem Augenblicke strömten die kräftigen Redeweisen einer Sprache, welche durch die Liebe der Civilisation noch nicht angegriffen war, über seine Purpurlippen, und belehrten nur zu gut die unglückliche Catharine, welche auch dieses Todesurtheil noch mit Freude anhörte, gleich wie ein reuiger Verbrecher, der in seiner Hinrichtung eine Nothwendigkeit erblickt.

„Kurz," schloß Abel und zeigte nach dem Himmel, „nur dort entstehen und leben so glänzende Blumen; sie kommen von den Beeten des Gartens Deines Gottes, den ich

noch mehr liebe, seit er mir erlaubt hat, Rosen zu sehen, welche neben seinem Throne gewohnt haben und dessen rosiges Licht mir zeigten, Wohldüfte und Wonnen, von einer hienieden beispiellosen Art. Ja, Catharine, die Weiße einer jungfräulichen Liebe, die tausend Farben der Vögel des Orients, die süßen Gesänge der Schwäne, der Wohlgeruch des Ambra, das Antlitz von Mahomeds Huris — alle diese Wunder der Natur vereine mit einander und das entstandene Meisterwerk wird noch weit hinter der Perlenfee zurückbleiben."

„Sie lieben dieselbe?" fragte Catharine zitternd und wartete angstvoll auf seine Antwort.

„Das würde ich nicht wagen, weil ich befürchten müßte, daß ihre Reinheit durch meine Liebe getrübt würde!"

„Wenn sie aber schön ist und Sie nicht liebt?" fragte Catharine.

„Du erregst in mir zu viel Gedanken!" sagte er und legte die Hand auf sein Herz, „hier wohnen schon genug Gedanken, die mich ersticken!"

„Sie lieben sie und werden von ihr wieder geliebt werden," sagte darauf Catharine und ließ ihre Thränen fließen, „denn ein Weib, welches die Schönheit Ihres Antlitzes gesehen hat, wird Sie nie wieder vergessen können." Als Catharine das gesagt hatte, entfloh sie und weinte noch immer. Plötzlich blieb sie stehen, kehrte eilig noch einmal zurück, setzte sich neben ihn auf den großen Stein und sagte zu ihm:

„Abel, sei glücklich, so werde ich auch glücklich sein." Dann stand sie auf und eilte hinweg.

Der junge Mann folgte ihr nachdenkend mit den Augen.

Für eine kurze Zeit vergaß er die Perlensee. Die viel bezeichnenden Worte und Blicke Catharine's bildeten den Gegenstand seiner Gedanken, allein er suchte nicht, sich das unbestimmte Gefühl zu erklären, welches in ihm wach geworden war.

---

## 7. Die Wunderlampe.

Mehre Tage lang lebte nun Abel nur in der Erinnerung an die Erscheinung der Perlenfee, aber bald fühlte er ein Bedürfniß, sie wieder zu sehen, welches sich bis zur Ungeduld steigerte; er blieb während der Nacht wach, um nicht einen einzigen Augenblick den Anblick der schönen Fee zu verlieren, wenn sie wiederkäme. Er schmückte sich auf ausgesuchte Weise, er badete seine Haare in dem klaren Wasser des Quells, während Caliban den schönen gestickten Halskragen weiß wie Schnee zu waschen suchte; Abel band Sandalen von Holz mit schönen Bändern an seine Füße, so daß diese denen einer alten Statue glichen.

Eines Abends pflückte er mit Caliban einen gewaltigen Rosenstrauß und streute dann die Blätter der Rosen in dem Laboratorium umher. Er säuberte den Schlot, durch welchen die kleine Fee herabstieg, und schmückte ihn mit blühenden Leilackzweigen, damit sie einen wohlduftenden Weg finde.

In der folgenden Nacht, um die Stunde der Mitternacht, um die Stunde, welche von den Feen geliebt wird, weil dann allenthalben das Schweigen und das Geheimniß herrschen, die ihren liebenden Seelen gefallen, da ließ sich eine Musik

von göttlicher Anmuth in der Hütte hören, verbunden mit dem silberreinen und schmeichelnden Gesang der Perlenfee. Diese Melodie schien aus den Wolken niederzusteigen. Abel erwachte sogleich und sah die Fee in einem Lichtscheine, welcher sich über das ganze Laboratorium ausbreitete, jenem Luftschleier gleich, den man bisweilen auf der Erde bemerkt, wenn man an einem schönen Frühlingstage von der Höhe eines Hügels hinab in ein Thal schaut.

Die reizende Fee hatte sich auf den wurmstichigen Stuhl gesetzt und blickte ihren schlafenden Günstling an; sobald Abel die Augen öffnete, beendete sie ihren Gesang und ihr Antlitz nahm einen weniger zärtlichen Ausdruck an. Abel, welcher sich seit der ersten Erscheinung nur bekleidet zu Bett gelegt hatte, erhob sich und warf sich einige Schritte von der Fee auf die Knie. Für einen Augenblick schwiegen Beide, denn die Fee schien sich in der Bewunderung des jungen Mannes zu gefallen, der sie mit seinen Blicken verschlang, als hätte er nach langer Trennung eine zärtlich geliebte Freundin wiedergesehen. Endlich sagte er mit reizender Unschuld zu ihr:

„Sie haben also die große Flasche zerbrochen, in welche Sie mein Vater verschlossen hatte?“

„Ja,“ antwortete sie lächelnd, „und weil er mich aus den Händen eines Zauberers befreit hat, der mein Feind war, so habe ich geschworen, Ihre Beschützerin sein zu wollen.“

„Meine Beschützerin!“ wiederholte er langsam mit dem Ausdruck des Kummers und einem Blick des Vorwurfs.

„Was wollen Sie denn weiter?“ fragte die Fee, welche ihn vollkommen verstand.

„Ich weiß nicht,“ antwortete er; nachdem er aber einen

Augenblick gezögert und geschwiegen hatte, fuhr er auf jene zu gleicher Zeit unterwürfige und leidenschaftliche Weise, welche den Worten der Liebe so viel Kraft verleiht, fort: „ich möchte Sie nie verlassen! Haben Sie mir nicht das Leben, welches ich führe, unerträglich gemacht? Was sollte aus mir werden, wenn ich nicht an Sie dächte und wenn Ihr Bild mir nicht in allen Augenblicken gegenwärtig wäre? Jetzt gefällt mir nichts mehr, was nicht in einem Bezug zu Ihnen steht. Ich war so glücklich, als ich diese Rosen pflückte, weil Sie auf den Blättern derselben gehen sollten. Ehedem hörte ich dem Murmeln unseres Baches zu und schaute nach dem Felde und nach dem Himmel, ohne mir etwas zu wünschen; jetzt hat das Alles nur noch darum einen Reiz für mich, weil ich Sie in Allem zu sehen und zu hören glaube. Schöne Fee, ich weiß nicht, wo Sie wohnen, das weiß ich aber, daß Sie auch hier wohnen!“ Dabei zeigte er auf sein Herz.

Die Fee hörte ihn mit Freude zu, denn die Feen sind Weiber. Sie zeigte mit ihrem Perlmutterstabe auf den Schämel, um ihn aufzufordern, daß er sich auf denselben setze; Abel setzte sich schüchtern auf denselben und blickte fortwährend auf die Fee. Als er sich setzte, bemerkte er die schöne Lampe, welche in dem Schlot leuchtete, und betrachtete dieselbe einen Augenblick verwundert und schweigend. Die Fee sah ihn an und schien seine Gedanken zu errathen; sie lächelte.

„Schöne Fee,“ sagte Abel, „können Sie Calibans Leben verlängern?“

Sie schüttelte zum Zeichen der Verneinung den Kopf und antwortete mit ihrer sanften Stimme: „Wir können das

Leben schenken und nehmen, nie aber es länger dauern lassen, als Gottes Bestimmung ist.“

„Sie erkennen also Catharine's Gott an?“

„Wer ist diese Catharine?“ fragte die Fee und fuhr aus der Gleichgiltigkeit empor, in der sie sich zu bleiben gezwungen hatte; „ist das nicht ein junges und hübsches Mädchen, welches Sie lieben?“

„O nein, ich liebe sie nicht!“ fiel ihr Abel rasch in die Rede; „denn wir lachen zusammen, ich ergreife ihre Hand und bleibe an ihrer Seite Herr meiner selbst. Kurz, ich liebe sie wie Schwester. Sie hatte erst neulich Kummer, und ich habe mit ihr geweint!“

„Abel, hören Sie! wenn Sie irgend eine Bitte haben, so reden Sie! Ich kann Ihnen Alles bewilligen, was Sie verlangen!“

„Ich verlange nichts für mich,“ sagte er sanft, „denn in diesem Augenblicke bin ich glücklich; indeß würde es mir Freude machen, wenn ich meinen Vater, meine zärtliche Mutter noch einmal sehen könnte: Sie müssen Beide kennen, bewirken Sie, daß ich noch einmal ihres süßen Anblicks genieße.“

„Da muß ich erst meine Bücher befragen,“ antwortete die Fee, „und wenn es möglich ist, werde ich Ihnen Ihre Eltern zeigen.“

„Ach, schöne Fee,“ rief Abel aus, „ich möchte auch Ihren Palast sehen und den Ort, wo Sie gewöhnlich wohnen.“

„Warum?“ fragte sie.

„Weil ich Sie dann stets sehen würde,“ sagte Abel, „und Sie nicht mehr von mir fern sein könnten.“

Sie schien durch diese Antwort lebhaft gerührt und ver-

hieß Abel, seine Wünsche erfüllen zu wollen. Der Blick, den sie auf ihn warf, war voll Gefälligkeit und verrieth vielleicht ein noch zarteres Gefühl. Sie schien sich entfernen zu wollen. „Ach, bleiben Sie!“ sagte Abel und ergriff ihre hübsche Hand, welche sie schnell wieder zurückzog. Der arme junge Mann aber las einen Ausdruck der Verschmähung auf dem Antlitz der Perlenfee und glaubte sie beleidigt zu haben; er zog sich beschämt zurück, blickte sie an wie ein Verbrecher, der um Gnade fleht, und eine Thräne trat in seine Augen.

Die Fee wurde gerührt, näherte sich ihm und hielt ihre Hand vor die Lippen des jungen Mannes. Abel drückte einen zärtlichen und achtungsvollen Kuß auf dieselbe und fühlte die weiche Hand zittern.

Bei diesem zweiten Besuche schien die Fee schon gewissermaßen beengt, sie zeigte schon nicht mehr in ihren Zügen jenen lachenden Ausdruck, welchen Abel das erste Mal bemerkt hatte; allein der Sohn des Chemikers war selbst zu sehr aufgeregt, um diese Veränderung zu bemerken. Die Fee betrachtete aufmerksam das Laboratorium und besonders die Kleidung des Chemikers und seiner Frau; dann wandte sie sich zu Abel und sagte zu ihm: „Der Thau fällt auf die Blumen, die Morgenröthe erhebt sich, die Zeit ist erschienen, in welcher wir verschwinden! Lebe wohl.“

Leicht und anmuthig ergriff sie dann ihre glänzende Lampe und stieg in dem Schlote hinan, einem jungen Eichhörnchen gleich, das einen Baum ersteigt und sich dann leicht auf den Zweigen wiegt und mit den Blättern spielt.

Abel blieb erstaunt stehen; dieser zweite Besuch der Fee hatte das Gefühl in ihm entwickelt, welches seit dem

ersten Besuche auf unbestimmte Art in dem Herzen des jungen Mannes erwacht war. Dennoch war das noch keine Liebe in dem engern Sinne dieses Wortes, denn es fehlte ihm die Hoffnung. Nach der Entfernung der Fee erinnerte sich Abel an den sonderbaren Ausdruck, welchen bisweilen der Anblick dieses himmlischen Geschöpfes angenommen hatte und an die für ihn unerklärliche Verlegenheit, die sich dann in ihrer Haltung zeigte. Er dachte über diese Umstände nach, bis der Tag erschien, und Caliban fand ihn noch in der Stellung, in welcher ihn die Fee verlassen hatte.

„Caliban, sie hat mir gesagt, daß sie Deinen Tod nicht um einen Augenblick verzögern könne.“ Caliban blickte traurig zu Boden, und als er sein Haupt wieder aufrichtete, bemerkte Abel eine große Thräne, welche über die gefurchten Wangen des Greises floß.

„Abel, so muß ich Dich also verlassen! Wenigstens wirst Du mir versprechen, daß Du mich neben Deinem Vater begraben willst, nicht wahr?“ Abel verhieß ihm das.

Einige Tage später erschien die Fee abermals und theilte ihm mit, daß er sich entschließen müsse, große Gefahren zu bestehen, wenn er den Palast sehen wollte, den sie bewohnte. Abel antwortete ihr, daß ihn nichts von einer solchen Aussicht zurückschrecken könnte. Nun gab ihm die Fee ihren Perlmutterstab, welcher nur dieses Mal den Befehlen gehorchen sollte, die ihm ein Fremder ertheilen würde, und sagte zu ihm: „Morgen, Abel, wenn die ganze Natur in tiefem Schlafe ruht und Du die Stunde der Mitternacht von dem Thurme des Dorfes hörst, so berühre mit diesem Stabe den Stein, welcher hundert Schritt von Deiner Hütte liegt; er wird sich erheben und Dir einen Abgrund öffnen, in welchen

Du Dich stürzen mußt; haben Deine Füße den Boden erreicht, so gehst Du kühn weiter, bis Du ein Licht siehst, welches nur Dir allein sichtbar sein und Dich nach meinem Palaste geleiten wird. Die Fee verschwand wie die vorigen Male. Abel hielt den Zauberstab in der Hand und küßte ihn fortwährend, weil die Hände der Fee ihn berührt hatten. Er wußte nicht, was er mit demselben machen sollte und legte ihn bald hier hin, bald da hin, entfernte sich und kehrte zurück, um ihn anzublicken, als wäre er die Fee selbst gewesen.

Zu der Zeit, als Napoleon Europa mit seiner kräftigen Hand beugte und der Menschheit in einem übernatürlichen Glanze erschien, vertraute er sein Portefeuille einem jungen Auditeur an, der ihm zu der Armee folgen sollte.

Als der Auditeur das Portefeuille hatte, wußte er nicht, was er damit machen sollte: er zog Jedermann zu Rath und fragte, wie man das Portefeuille eines Kaisers halten und in welche köstliche Substanz man es verschließen müsse. Er ließ es nicht aus den Augen, als wären Napoleon und dessen Genie in demselben enthalten gewesen. Wenn Jemand an seiner Seite vorüberging, so blickte er ihn unruhig an; besuchte ihn Jemand, so zeigte er ihm zunächst das Portefeuille; er wiederholte gegen Jedermann, daß er das Portefeuille Seiner Majestät habe, kurz, er war ein Narr geworden. Eben so ging es Abel mit dem Zauberstabe der Fee, nur mit dem Unterschiede, daß die Narrheiten der Liebe auf ein noch jugendliches Herz deuten, während die Thorheiten des Auditeurs einen engherzigen Verstand anzeigen. Nun mag man sich die Ungeduld vorstellen, mit welcher Abel auf die angegebene Stunde wartete.

Caliban wollte ihn durchaus begleiten, und zur Mitternachtsstunde waren sie Beide neben dem fraglichen Steine. Als der letzte Schlag der Glocke in den Lüften verhallte, schlug Abel ganz leise auf die Steinplatte, welche sich schnell aufthat. Die Oeffnung spie sogleich eine Menge Flammen aus und Caliban blickte Abel entsetzt an. Der unerschrockene junge Mann verschloß aber seine Augen und stürzte sich in den Krater dieses kleinen Vulkans. Caliban folgte ihm. Sie fielen auf eine weiche und nachgiebige Masse, von der sie gefällig aufgenommen wurden; dann hörten sie den Stein geräuschvoll wieder zufallen und befanden sich in der schrecklichsten Dunkelheit. Abel erhob sich, hielt die Hände vor sich und ging muthig weiter, indem er Caliban rief; aber er hörte den treuen Diener nicht mehr; er tastete um sich, um ihn wieder zu finden, jedoch vergebens, und entschied sich endlich, allein weiter zu gehen. Lange irrte er umher, ohne irgend einem Hindernisse zu begegnen: das tiefste Schweigen herrschte um ihn, so wie die größeste Dunkelheit; er ging so lange, daß er glaubte, die Nacht müsse längst verflossen sein. Plötzlich erscholl ein furchtbares Krachen, den gewaltigsten Donnerschlägen gleich, das Gewölbe, unter welchem er ging, wurde dadurch erschüttert und schien einstürzen zu wollen. Nach diesem ersten Schauder eines unwillkürlichen Schreckens ging er weiter; bei einem jeden Augenblick erneuerte sich das Krachen und schien immer näher zu kommen. Abel blieb stehen und setzte sich auf einen kalten Stein; hier entsetzte ihn das schrecklichste Schauspiel. Seine Augen starrten immer vorwärts und suchten etwas zu sehen, allein diese Anstrengung ermüdete ihn. Das Krachen hörte auf und in der Ferne erschien ein leuchtender und weißlicher

Punkt. Allmählich vergrößerte sich das Licht, nahm eine körperliche Gestalt an und zwar die eines Riesen, der einen Baumstamm als Keule in der Hand hatte und über Abels Haupte schwang. Abel erhob sich und lief dem Riesen entgegen; aber er hörte ein schreckliches Lachen, und der Riese tanzte und wich springend zurück und hielt stets seine Keule über ihn. Abel lief nun schnell der schrecklichen Erscheinung entgegen; als er fast im Begriff stand, dieselbe zu erreichen, verwandelte sich der Riese in eine Lilie von außerordentlicher Feinheit, dann in eine Schlange, welche ihm aus Leibeskräften entgegenzischte und sich in jedem Augenblick auf Abel stürzte, der sie in seiner Verlegenheit mit dem Perlmutterstabe zu erreichen suchte. Wenn er sie mit dem Zauberstabe berührte, so zog sie sich in die dunkelste Ferne zurück, kehrte aber dann wüthend wieder und verwandelte sich auf dem Wege plötzlich in ein Gerippe, welches auf zwei vertrockneten Knochen einherschritt. Abel sah ein Licht durch die Knochen des Gerippes, hörte das Klappern derselben und endlich ein höllisches Gelächter, das ihn mit einem kalten Schauder erfüllte. In diesem Augenblicke dachte er an die Fee und an deren lachenden Zauber; schloß seine Augen und eilte vorwärts; als er müde war, setzte er sich und öffnete die Augen, sah aber nichts mehr. Er erhob sich und setzte seinen Weg fort: bald bemerkte er ein sanftes Licht an dem Ende des unterirdischen Ganges, den er durchlaufen hatte, und als er dasselbe erreichte, sah er nur noch das Wasser eines Sees, welches eine Menge von Lichtern zurückstrahlte.

Bald befand er sich in einer Grotte, die mit Muscheln ausgeschmückt war, von denen die eine die andere an Schönheit und Seltenheit übertraf; diese Grotte befand sich an

dem Ufer eines klaren Sees, welchen leuchtende Bäume von allen Seiten umgaben. Eine vergoldete Barke schwamm vor dem kühnen Jüngling, der sich schnell in dieselbe warf und sie einem prächtigen chinesischen Pavillon entgegen zu treiben suchte, den er zum ersten Male in der Wirklichkeit erblickte. Sobald er in der Barke war, ließ sich von den beiden Seiten des Ufers eine sanfte Musik hören, welche die Luft mit den harmonischsten Tönen erfüllte.

Abel erfreute sich des prachtvollsten Schauspiels, welches sich sein wundersüchtiges Herz wünschen konnte: er schwamm auf einem See inmitten eines Oceans von Licht, welches den Glanz der Sterne an einem Himmel überstrahlte, der so rein war wie der See, welcher seine leuchtenden Wogen an seine Barke trieb. Er erblickte einen chinesischen Pavillon, der sich aus dem Wasser erhob, und an jeder Ecke, an jeder Spitze mit einer Perle geschmückt war, welche die Größe eines Eies hatte und ein Licht ausstrahlte, welches durch seine orientalische Hülle eine geheimnißvolle Hellniß verbreitete, gleich wie die Fee dieses Ortes. Die Wasser schienen sich unter den göttlichen Pavillon zu verlieren, hinter dessen Fenstern er Gestalten tanzend vorüberschweben sah, die er für Sylphen halten mußte.

Als seine Barke gegen den Pavillon trieb, hörte er eine köstliche Musik und das Freudengeschrei der tanzenden Feen. Er stieg aus, aber plötzlich bemächtigten sich seiner zwei große und starke Unbekannte, warfen ihn in eine Art von Schachtel und trugen ihn mit äußerster Schnelligkeit davon. Er wollte die Schachtel zerbrechen, indem er sich beengt fühlte, aber das laute Gelächter, welches auf seine vergeblichen Anstren-

gungen folgte, erinnerte ihn, daß menschliche Kräfte gegen den Zauber von Feen ohnmächtig wären.

Endlich ließ sich dasselbe Krachen wieder hören, welches er bereits während seines mühsamen Weges gehört hatte, sein Gefängniß schien zu zertrümmern und er befand sich allein, in der Mitte einer weißlichen Wolke und an einem Orte, der ihm ganz so vorkam, wie er sich einen Feenpalast gedacht hatte.

Er sah einen kreisförmigen Saal: die Kuppel wurde durch Säulen von weißem Marmor getragen, und der Zwischenraum zwischen den Säulen war mit einem kostbaren rothen Stoffe behängt, welcher durch goldene Löwenklauen an dem Fries gehalten wurde. Der Boden, welcher aus kostbarem Holze gefertigt war, bot in seinem Getäfel die sinnreichsten Zeichnungen dar; ein Kronleuchter, von welchem er der Meinung war, daß er von Diamanten sein müsse, hing von der Mitte des Gewölbes herab, welches ihm wie ein Himmel vorkam, auf so geschickte Weise war dasselbe gemalt; der Kronleuchter aber goß eine Hellniß aus, deren Glanz er nicht zu ertragen vermochte. Vier goldene Dreifüße verbreiteten die schönsten Wohlgerüche; um den ganzen wunderbaren Saal zog sich ein Divan, der mit purpurnen Kissen in Ueberfluß belegt war, und der Reichthum des Holzwerks wurde noch durch Vergoldungen erhöht. Zwischen jeder Säule zeigte sich ein Piedestal von Bronze, und auf jedem Piedestal stand die schöne Statue einer der berühmtesten Feen.

In seiner Ueberraschung bemerkte er nicht sogleich eine offene Thür und mußte erst aus dem anstoßenden Gemach

eine bekannte Stimme hören, um nach der Thür hinzueilen. Da wartete seiner ein neues Staunen!

Er trat in das Gemach, welches die Fee gewöhnlich bewohnte. Die Erleuchtung kam von oben, wurde aber durch eine ungeheure Decke gemäßigt, welches aus einem Stoffe bestand, der weiß wie Schnee und in tausend Falten gelegt war, so daß das Tageslicht einen weißen Schein erhielt, welcher so sanft war wie die Fee selbst.

Dieser göttliche Raum war von viereckiger Gestalt. An den vier Ecken zeigten sich Fußgestelle von Krystall, welche Pfannen trugen, aus denen die süßesten Wohlgerüche hervorgingen. Als Abel eingetreten war, bemerkte er die Thür nicht mehr, weil die Wände, wenn es anders Wände waren, von einem köstlichen Stoff von einem matten Weiß verborgen wurden, welcher große Perlmutterschalen erglänzen ließ, die künstlich angebracht waren und deren glänzender Farbenschiller das Feenboudoir schmückte. Der untere Theil einer jeden Muschel enthielt eine Perle, welche schön nachgeahmt war und die Plinthe am obern und untern Theile des Zimmers wurde durch einen Perlengürtel dargestellt, welcher einen halben Fuß breit war: die Muscheln stachen durch das azurne Weiß ihrer Schale von dem matten Weiß des Grundes schön ab. Alle Möbel waren von Perlmutter und durch Schmucksachen von mattem Silber verschönert; die Stühle und Divans waren mit der glänzendsten Seide überzogen und durch Figuren geschmückt, die mit Perlen gestickt waren. Allenthalben verbreiteten zarte weiße Blumen den Geruch von Jasmin, Orangen und Myrthen. In der Mitte des Zimmers war ein großes Bassin von Alabaster, welches einen Amor enthielt, der aus einer Muschel einen klaren Wasserstrahl

spie, welcher sich zu der halben Höhe des Zimmers erhob und dann durch die Marmorsäule abfloß, auf welcher das Becken stand; dieses murmelnde Wasser erfrischte die Luft und machte zu Träumereien geneigt. In der Mitte dieser Art von weißer Wolke erblickte Abel, der über eine solche Pracht erstaunt war, auf einer silbernen Estrade die Fee, welche auf einem Bette lag, welches von Thau gewebt schien, so fein und weiß waren die Tücher desselben. Eine Verschwendung von Perlen, die über Alles ausgestreut waren, ließ die Perlenfee erkennen, und ihre Schönheit war eine so göttliche, daß man nichts mehr von der Pracht des Ortes erblickte, wenn man sie sah, sondern nur noch auf sie die Augen zu richten vermochte.

Auf einem somno von mattem Silber stand die schöne Lampe von Bronze und verbreitete einen sanften geheimnißvollen Schein, der gerade hinreichte, um die Schönheit dieses Asyls zu bemerken, welches bei einem hellern Lichte das Auge geblendet haben würde.

Die schöne Fee erhob sich und eilte Abel entgegen; er hörte ihre Schritte nicht, denn sie ging auf einem Teppich, welcher weiß wie Schnee war; überdieß war er in ein solches Entzücken versunken, daß er nicht ein einziges Wort auszusprechen vermochte. Er betrachtete die Fee, sank vor ihr auf die Kniee, legte sein verliebtes Haupt auf die Füße der Göttin und bedeckte diese mit Küssen; die Locken seines schönen Haares berührten die Füße der Fee, welche sich mit einer unsäglichen Freude an seinem Staunen weidete.

„Erheben Sie sich,“ sagte sie mit ihrer reizenden Stimme, „und begehen Sie keine Narrheiten!“

Hätte Abel die Färbung sehen können, welche sich über das Antlitz der Fee ergoß, so würde er das höchste Entzücken gefühlt haben. Sie führte den Mann auf ein Sopha von weißer Seide: sie setzten sich auf dasselbe und die Fee nahm dann ihren Zauberstab wieder, um drei Mal auf den somno zu schlagen.

Plötzlich ließ sich eine zauberische Musik hören. Abel ergriff in seinem Entzücken die Hand der Fee und Beide blieben neben einander sitzen, so lange die Musik dauerte; der arme Abel aber war trunken vor Liebe und verschmolz sein Herz mit dem der Fee. Seine Augen blickten nur auf die der Freundin, welche über diese stumme Huldigung nicht böse wurde, sondern sogar durch dieselbe erfreut zu werden schien.

Als endlich drei göttliche Stimmen in einer unbekannten Sprache ein Lied sangen, in welchem jede Note ein Ausdruck der Liebe war, da drückten sich Abel und die Fee gegenseitig die Hände, errötheten Beide und fühlten ihre Herzen einander entgegen schlagen; allmählich zog die Fee ihre Hand zurück und Abel glaubte Alles verloren, als er nicht mehr die zarten Finger dieses Engels der Liebe und der Schönheit in seinen Händen fühlte.

„Warum habe ich Sie gebeten, an diesen Ort kommen zu dürfen!“ rief er aus. „Ich kann nun nicht mehr auf der Erde leben, sondern nur noch in der Wolke, welche Sie bewohnen. Meine Hütte, mein Garten, meine Blumen, Alles ist mir von Ihnen geraubt, denn Alles wird mir nun mißfallen, und Sie werden mir nichts Anderes dagegen gewähren.“

„Undankbarer," sagte die Fee im Tone des Vorwurfs, „warum denken Sie schon an die Erinnerung an diesen Augenblick, welcher selbst für mich nicht ohne Reiz ist? Ja, mein Palast ist voll! glänzend," fuhr sie dann fort, „prachtvoll; aber bedenken Sie, Abel, daß die glänzendste Wohnung einer Fee ein reines Herz ist, ein Herz, das ganz ihr angehört, ein großes, edelmüthiges und gefühlvolles Herz."

Abel blickte sie auf eine Weise an, welche andeutete, deß er ihr sein Herz darbiete.

„Ich verstehe Sie," sagte sie mit einem schlauen Lächeln; „ich verstehe Sie, Abel. Um mit Genien umzugehen, bedarf es aber gewaltiger Kenntnisse, welche Sie nicht besitzen."

„Kann ich dieselben erwerben?" fragte er schnell.

„Ja," antwortete sie; „und wenn Sie es dahin bringen, so gewähren Sie mir dadurch einen großen Beweis — von Ihrer — Geschicklichkeit im Lernen."

„Schöne Fee," sagte Abel, „Sie haben mir versprochen, daß Sie mir den Schatten meines Vaters zeigen wollen. — Ach! wenn sie dazu die Macht haben!" er warf sich auf die Kniee.

Die Fee erhob sich und nahm ihn bei der Hand. Während er nach der weißen Decke blickte, welche von einem sanften Glanze erstrahlte, drückte sie einen Kuß auf seine liebe Hand, indem sie ihr ganzes Herz in den kleinen Raum ihrer Lippen zwängte. Abel wandte sich um, aber die majestätische Fee nahm einen Blick kalter Würde an und drängte seine Freude in das Innerste seines Herzens zurück. Abel verstummte und schlug die Augen nieder. Da berührte die Fee

mit ihrem Zauberstabe eine Muschel, welche plötzlich verschwand, ein leichtes Geräusch ließ Abel aufblicken und er sah seinen Vater, der das Feuer in seinem Ofen anfachte und seine Mutter, die an seinem Halskragen stickte; er faßte mit der Hand nach seinem Halse, um sich zu überzeugen, daß dieses Pfand der mütterlichen Liebe noch an seiner Stelle sei und verstummte vor Schrecken, während er von einem Grausen ergriffen wurde. Er stieß einen Schrei aus, reckte seine Hände vorwärts, wurde aber durch eine Masse zurückgehalten, welche kalt wie Eis und hart wie Diamant war, worauf er ohnmächtig zurücksank.

Bei seinem Erwachen fand er sich in den Armen der Fee wieder, welche bleicher war als er; sie hielt ein Taschentuch in der Hand, mit welchem sie sein Antlitz berührte, und die süßesten Düfte hatten ihn in das Leben zurückgerufen.

Dieser Augenblick war einer der schönsten seines Lebens; seine Augen begegneten den besorgten Blicken der Fee, welche ihn liebevoll ansah; ihr schönes Antlitz zu betrachten, war ein wonniges Gefühl für ihn; noch fühlte er sich nicht wieder: er wurde neu geboren, nur mit dem Unterschiede, daß er seine Geburt fühlte und sein Dasein aus den Augen der Fee zu schöpfen schien. Er hatte keine Erinnerung mehr, keine Wahrnehmung von sich selbst. Er versank in eine reizende, glückliche Ruhe, gehörte nicht mehr der Erde an, wußte nicht mehr, wo er wäre, wo er sich befände — er wußte nur, daß er liebe und sah den Gegenstand seiner Liebe sich zulächeln.

Der Kopfputz der Fee war von einer solchen Art, wie

man ihn sich bei Engeln denkt, ihre Locken fielen zu beiden Seiten herab und ihre Augen waren mitleidsvoll. Abel glaubte, daß er im Himmel sei.

Als sie sah, daß er die Augen öffne, verließ sie ihn und ging. So war denn Abel allein an diesem wonnigen Orte mit seinem Entzücken uud seinen Erinnerungen.

Nach einer Träumerei der Liebe, welche süß war wie die Luft des Vaterlandes, erblickte er die Lampe. Da erinnerte er sich an Aladins Geschichte, und es fiel ihm ein, sich die Lampe der Fee anzueignen, der er übrigens kein Unrecht that, denn wenn es ein Talisman ist, dachte er, so wird sie seiner nicht ermangeln; ist es aber nur eine Lampe, so werde ich sie eines so köstlichen Geräths nicht berauben.

Besonders fühlte er sich in dem Gedanken, daß die Lampe ein Talisman sei, durch den geringen Reichthum derselben bestätigt, denn sie war nur von Bronze; überdieß kann eine Fee nichts haben, was nicht bezaubert wäre. Kurz, er blies die Lampe aus und steckte sie in seinen Busen, indem er sich vornahm, sie bei der ersten Gelegenheit zu versuchen.

Die Fee kehrte bald wieder und brachte in einem Gefäße, welches kostbar war und so weiß wie Milch, ein Getränk, von welchem sie verlangte, daß Abel es sogleich austrinke. Während er trank, bemerkte sie leicht den Diebstahl, welchen Abel begangen hatte, und da sie sich erinnerte, auf welche Weise er die Lampe angesehen, so errieth sie leicht, aus welcher Absicht er den Diebstahl beging.

„Undankbarer,“ sagte sie mit einer wohlklingenden Stimme, der sie vergebens den Ausdruck der Strenge zu

geben versuchte, „ich überhäufe Sie mit Wohlthaten, ich befriedige Ihre Wünsche, ich thue für Sie, was noch nie eine Fee für Jemand gethan hat, indem ich Sie in meine Wohnung einführe, und zwar auf die Gefahr hin, von allen Feen getadelt zu werden, welche es erfahren können; und Sie bemächtigen sich eines meiner köstlichsten Talismane, dessen, den ein Zauberer des großen Bazars so theuer verkauft hat?“

Abel lag auf seinen Knieen; „Schöne Fee,“ sagte er, „werden Sie nicht zornig, denn ich würde vor Schmerz sterben.“

„Gehen Sie,“ fuhr sie fort, „meine einzige Rache soll darin bestehen, daß ich Ihnen sage, was Sie thun müssen, um sich der Lampe zu bedienen. Reiben Sie dieselbe neben dem großen kabalistischen Steine, welcher sich in der Nähe ihrer Hütte befindet; stampfen Sie dann drei Mal mit dem linken Fuß auf die Steinplatte, eine köstliche Platte, welche Ihr Vater vergraben hatte, und die ich mit so vieler Mühe wieder aufgesucht habe — und Sie werden dann von dem Genius der Lampe Alles erlangen, was Sie wollen. Nun leben Sie wohl, verdienen Sie mein Geschenk.“

Sie nahm ihn bei der Hand, verließ ihr geheimnißvolles Asyl und geleitete ihn durch einen langen dunklen Gang. Die Fee sprach einige Worte in einer fremden Sprache, worauf sich drei Männer seiner bemächtigten, ihn auf ein weißes Kissen legten, seine Augen mit einer Binde verhüllten und ihn darauf mit reißender Schnelligkeit davon trugen. Er schlief ein und nach einem sehr langen und sehr tiefen Schlafe erwachte er auf seinem Bette in dem

Laboratorium. Caliban saß zu seiner Seite und schien besorgt.

Abel glaubte geträumt zu haben, rieb sich die Augen und blickte seinen alten Diener an, der ihn mit einer lebhaften Unruhe betrachtete.

---

Bayerische Staatsbibliothek München

[illegible] Caliban saß zu seiner Seite und schien eingeschlafen.

Abel glaubte geträumt zu haben, rieb sich die Augen und blickte seinen alten Diener an, der ihn mit einer lebhaften Unruhe betrachtete.

---

## 8. Versuch der Lampe.

„Caliban, habe ich nicht geträumt? Bist Du nicht gestern Abend mit mir in den Abgrund gesprungen?“

„Gestern Abend!“ sagte der alte Diener, „vorgestern, Abel! denn es ist nun ein Tag und eine Nacht, daß ich mich in der größten Unruhe befinde. Als ich in das häßliche Loch gefallen war, ergriffen mich zwei Unbekannte und bewachten mich einige Zeit; dann öffneten sie den Abgrund wieder und warfen mich auf die Erde zurück. Ich suchte Dich allenthalben, aber Jedermann floh vor mir; endlich kehrte ich heute Abend zurück und fand Dich schlafend.“

Abel erhob sich, und als er seine Lampe erblickte, konnte er an der Wirklichkeit seines Abenteuers nicht mehr zweifeln.

„Caliban,“ sagte er, „wir sind die Könige der Erde! Siehe hier diese Lampe! das ist ein Talisman, den mir die Fee gegeben hat.“ Dann erzählte er ihm Alles, was ihm begegnet war. Der erstaunte Caliban bat Abel, daß er auf der Stelle die Lampe versuchen möchte. Dann gingen sie und liefen mit einer Eile, die man leicht begreifen kann, nach dem angezeigten Orte.

Abel stellte sich auf den großen Stein, rieb seine Lampe und stampfte mit der Unschuld eines Kindes drei Mal mit seinem linken Fuße. Dann zogen sich Caliban und er zurück und kauerten sich nieder, um unter den Stein zu schauen, welcher sich schnell aufhob: ein reizender Genius, gekränzt mit Blumen und bekleidet mit einem weißen Gewande, das mit Perlen besetzt war, stützte sich anmuthig auf einen schrecklichen Neger, der mit einem funkelnden Schwerte bewaffnet war, und ließ eine harmonische Stimme hören, welche sanft war und fast eben so zärtlich wie die der Fee.

„Sei mir gegrüßt, angebeteter Herr, sei mir gegrüßt! Ich komme, Deine Befehle zu empfangen, Deine Wünsche zu erfüllen, Deinen Haß zu befriedigen und Dir zu gehorchen, was Du auch befehlen mögest: sei es, daß der Wind die Wolken vertreiben soll, daß eine leichte Welle vorüberfließen, Säulen sich erheben, Diamanten vor Dir niederfallen sollen, ich erfülle Dir Alles. Was wünschest Du, mein Herr? Rede, ich warte.“

Als er seinen Gesang beendet hatte, da betrachteten Abel und Caliban, von Ueberraschung ergriffen, die Schönheit dieser Gruppe, denn der Genius glich einem jungen Mädchen, welches sich neben eine Statue von Bronze gesetzt hatte. Abel und Caliban blickten einander an und wußten nicht, was sie erbitten sollten. Endlich sagte der alte Diener: „Ich wünsche, daß unser Garten bearbeitet und gegraben werde, so daß ich nur noch zu säen und zu ernten habe, ich wünsche mir Mehl, welches schon durchgesiebt und weiß ist wie Milch.“ — „Ja,“ sagte Abel. Der Genius und der Neger verschwanden sogleich, und der Stein, welcher lebendig schien, schloß sich sogleich wieder und überließ Abel und Ca-



Bayerische Staatsbibliothek München

liban ihrem Staunen. Lange blickten sie nach der Steinplatte und glaubten zu träumen. Der alte Diener versuchte den Stein bei dem eisernen Ringe aufzuheben, allein das war ihm unmöglich und er überzeugte sich, daß der Stein bezaubert sei. Endlich prüften sie die Lampe mit derselben Neugierde wie das Kind, welches sein Spielzeug zu zerbrechen sucht, um zu entdecken, was in demselben enthalten ist.

Abel wurde durch die Menge seiner Wünsche in Verlegenheit gesetzt und fand kein anderes Mittel, um seine Träumereien zu beendigen, als daß er an die Vollkommenheit der Fee und an den himmlischen Reiz der letzten Augenblicke dachte, welche er an ihrer Seite verlebt hatte.

Die Liebe bemächtigte sich seiner ganz und gar und die Erinnerung an die Fee verband sich fortan mit allen seinen Gedanken; er sah sie ohne Unterlaß und machte sie allein zu dem Gegenstande aller seiner Wünsche.

Als Caliban in die Hütte zurückkehrte, war es fast Nacht; er stieß an einen sehr plumpen Gegenstand, der ihm im Wege stand, und als er denselben mit seinen Händen betastete, machten diese tiefe Eindrücke. Er überzeugte sich, daß es ein Sack voll des schönsten Weizenmehles sei, welches je ein Müller in seiner Mühle gemahlen hatte, und beeilte sich, den Sack in die Vorrathskammer zu tragen. Durch die Fenster seines Kämmerchens erblickte er dann drei Sklaven, welche weiß gekleidet waren und beim Scheine des Mondes mit emsiger Thätigkeit den Garten umgruben. Er ging hinaus und schaute ihrer Arbeit zu, indem er seine Arme kreuzte und eine göttliche Wonne darüber genoß, daß seine Arbeit durch einen Zauber vollendet werde; er trat näher, redete die Sklaven an, allein diese setzten nicht einen Augenblick ihre

Bayerische Staatsbibliothek München

Arbeit aus und schienen ihn nicht gehört zu haben. Caliban segnete die Lampe, die Fee, den Himmel, und dankte Gott, daß Abel endlich einen Talisman habe, der sie an nichts Mangel leiden lassen werde.

„Daß Dich der Blitz,“ sagte er ganz laut, „es ist nun vierzig Jahr, daß ich kein Fleisch gegessen habe und ich muß mir daher für morgen früh ein glänzendes Frühstück wünschen.“

Abel war vor der Hütte; der Mond warf einen Lichtschein über das Thal, welcher zum Nachdenken einlud; da hörte er am Fuße des Hügels eine schwermüthige Stimme, welche die rührendsten Klagen in ihrem Liede ausdrückte. Dieser Hymnus des Schmerzes, welcher während des feierlichsten Schweigens laut wurde, überraschte ihn lebhaft.

„Giebt es unglückliche Wesen in diesem Thale,“ dachte er, „so will ich denselben helfen!“ Er ging dem Gesange nach und suchte das Mädchen zu erblicken, welches so schwermüthig sang. Er sah eine Gestalt, die sich langsam zwischen den rauschenden Pappeln hindurch bewegte, welche an den Ufern des Baches standen. Man hätte glauben sollen, einen von jenen Schatten zu sehen, deren Körper kein Begräbniß erlangt haben, und die nun an den Ufern des Styx umhereilen, wie uns die Dichter erzählt haben. In ihren Bewegungen lag jene Unentschlossenheit, jene Gleichgültigkeit eines Wesens, das sich nichts mehr aus der Welt macht, weil sein Herz nur einen einzigen Gedanken, einen einzigen Wunsch hegt. Die Gestalt schien durch das Thal zu schweben, um demselben ein Lebewohl zu sagen.

In diesem Augenblicke erkannte Abel die schöne Catharine an einem erstickten Seufzer: er eilte ihr entgegen, zeigte ihr

seine Lampe und sagte erfreut zu ihr: „Catharine, verlange von mir Alles, was Du willst; dieser köstliche Talisman, den ich besitze, wird alle Deine Wünsche erfüllen.“

„Ach!“ seufzte sie, „was ich wünsche, wird mir nie durch diese eiserne Lampe gewährt werden.“

„Wer weiß, meine liebe Catharine!“ Dann erzählte er ihr sein letztes Abenteuer, und das arme Bauermädchen fühlte sein Herz mit Bitterkeit erfüllt, als es die Worte der Liebe hörte, deren sich Abel bediente. Dieser schloß dann: „Ach! Catharine, das Unglück, von welchem Du mir erzählt hast, zu lieben, ohne geliebt zu werden, erfüllt uns wirklich mit grausamen Schmerzen. Wie darf ich es wagen, zu einer Fee zu sagen: „Ich liebe Sie!“ Wie darf ich wagen, diesen Gedanken nur zu hegen, da sie ihn auf der Stirn lesen würde?“

„Warum lieben Sie nicht ein junges Mädchen,“ fragte Catharine rasch, „welches sie in ihr Herz schließen würde, und für welches Sie eben so hoch stehen würden, wie die Fee für Sie steht?“

Sie schwieg und auch Abel schwieg lange. Endlich ließ das arme Mädchen sein Klagelied der Verzweiflung wieder hören, von welchem eine Strophe von vergeblicher Liebe sprach. Diese Worte erschienen Catharinen als prophetische und sie begann zu weinen.

„Catharine!“ rief Abel aus, „o! Du verhehlst mir irgend einen Kummer! das ist Unrecht, denn jetzt vermag ich Alles, um Dich glücklich zu machen.“

„Ich dachte eben an die arme Juliette, mit der ich kaum erst gesprochen habe,“ sagte sie, indem sie sich Gewalt anthat.

„Nun, so sag ihr doch, daß sie zu mir komme," antwortete Abel, „und meine Lampe soll alle Hindernisse hinwegräumen, durch welche sie von Antoine getrennt wird."

Catharine eilte durch das Gebüsch und bewunderte das gute Herz ihres Geliebten, ohne daß sie noch begreifen konnte, auf welche Weise er Juliette glücklich machen wolle. Allein sie ging, sie lief, sie flog, denn sie und Juliette fühlten ja ein und dasselbe Leiden, und man hat davon gesprochen, daß ihrer verliebten Leidensschwester geholfen werden solle.

Juliette erschien; sie war schön, aber blaß, und auf ihrem bleichen Antlitz bemerkte man Spuren, welche bewiesen, daß sie voll Frohsinn und Heiterkeit gewesen war, bevor die Liebe das Feuer angefacht hatte, welches aus ihren Augen erstrahlte.

Sie setzte sich und ihr Blick verrieth eine unbestimmte Besorgniß. Juliette war nicht mehr sie selbst, oder vielmehr lebte sie außerhalb ihrer selbst, und da, wo sie sich mit Anmuth niedersetzte, hatte man nur ihre schönen und reinen Formen, während ihre Seele stets umherschweifte. Catharine betrachtete sie und las in ihren Augen das Loos, welches auch ihrer wartete. Als sie zu Juliette sagte, daß Abel die Macht habe, sie zu Antoine's Gattin zu machen, da irrte ein Schein der Hoffnung über ihr Antlitz, jenen irrenden Fünkchen ähnlich, welche durch die Asche eines vom Feuer bereits verzehrten Papieres laufen. Sie erhob ihre Blicke gegen Abel, dessen seltene Schönheit sie unberührt zu lassen schien, und antwortete langsam, indem sie zur Erde schaute:

„Das Grab wird mein Brautbett sein, und die Todtenfeier

meine Vermählung segnen. Antoine! Antoine!“ Dann blickte sie nach dem Himmelsdome und den Gestirnen, nach der Decke von Azur und dem Thale. „Lebe wohl, lebe wohl!“ seufzte sie.

„Catharine,“ sagte Abel, „wie viel bedarf sie, um den heirathen zu können, welchen sie liebt?“

„Ich denke mir, daß zwanzigtausend Franken alle Hindernisse hinwegräumen würden,“ antwortete sie.

Abel stampfte drei Mal und rieb die Lampe, und als der Genius seinen Hymnus des Gehorsams gesungen hatte, welcher Catharine und Juliette in Staunen versetzte, verlangte Abel zwanzigtausend Franken.

„Ehe Dein Puls zehn Mal geschlagen,“ antwortete der Genius, „wirst Du haben, was Du verlangst.“

Er verschwand und erschien sogleich wieder; er beugte ein Knie zur Erde und zeigte auf einen großen Sack mit Gold, welchen der Neger von seinen Schultern fallen ließ. Dann warteten Beide, daß Abel ihnen Befehl zum Abzuge gäbe, und entfernten sich unter Gesang.

Wohldüfte von außergewöhnlicher Süßigkeit erfüllten die Luft. Catharine und Juliette waren verwundert und erstaunt; sie blickten abwechselnd Abel, seine Lampe und den Stein an, aber am längsten doch Abel, denn er kam ihnen auch in seiner Haltung wie ein vom Himmel herniedergestiegener Engel vor.

Juliette, die glückliche Juliette, betrachtete ihn mit einem Entzücken des Herzens, welches auf ihrem Antlitz jene berauschende Freude erglänzen ließ, welche durch eine glückliche Liebe gewährt wird, und auf der Stelle erschienen ihre

frühere Schönheit und Anmuth in ihrer Haltung und allen ihren Bewegungen wieder.

„Wenn Sie ein Mann sind,“ sagte sie mit einem süßen Lächeln, „so werden Sie in meinem Herzen fast ein Nebenbuhler Antoine's sein! Neben dem Feuer unseres Herdes soll stets ein Platz für Sie offen erhalten werden und Niemand sich auf denselben setzen.“

„Du bist nun glücklich, Du!“ sagte Catharine seufzend zu ihr.

„Ach ja, sehr glücklich!“ entgegnete Juliette und wandte ihre Blicke nach dem Meierhofe, in welchem der schlief, den sie liebte.

Ein Lächeln der Schwermuth irrte über Catharine's Lippen und sie sagte dann mit einiger Bitterkeit: „Für Mädchen, welche ihre Geliebten heirathen, hat die Ausübung der Tugenden keine Schwierigkeit!“

Abel betrachtete sie mit einer unschuldigen Neugierde und verstand den Dank nicht, der ihm gezollt wurde, denn er empfand eine so große Freude, daß er sich gewissermaßen für Juliette's und Catharine's Schuldner hielt.

Er ergriff die Hände der beiden Mädchen, drückte dieselben an sein Herz, fühlte Catharine's Zittern und sagte dann mit der Begeisterung der Jugend, welche etwas Rührendes hat, weil sie glühendheiß aus dem Herzen hervorgeht:

„Ach! durch Euch habe ich die Freude kennen gelernt, welche die Feen über ihre Wohlthaten empfinden müssen! Führet mir alle Unglückliche zu!“

Juliette nahm sich vor, recht oft zu diesem Steine auf

dem Hügel zurückzukehren, und die beiden Mädchen nahmen dann gemeinschaftlich den mit Gold gefüllten Sack auf und gingen, während sie noch oft zurückschauten. Auch Abel sah ihnen nach, bis sie den Hügel hinabgegangen waren und das Dorf erreicht hatten.

---

## 9. Von dem Feenreiche.

Abel dachte einige Zeit über den Auftritt nach, welchen wir eben erzählt haben. Er glaubte, daß seine liebe Fee ihn noch in derselben Nacht besuchen werde, täuschte sich aber und verbrachte seine Zeit nur in der Sehnsucht, indem er bald an die Zauber dachte, welche er überwunden hatte, bald an den glänzenden See, über den er gefahren war, bald an das köstliche Gemach, in welchem er die Perlenfee bewundert hatte. Der Händedruck, durch welchen sie sich gegenseitig das Glück bezeugt hatten, dessen sie dadurch theilhaftig wurden, daß sie sich sehen konnten, hatte auf Abel einen lebhaften und neuen Eindruck hervorgebracht; er rief sich denselben mit einer solchen Treue in das Gedächtniß zurück, daß er bisweilen die Hand der Fee noch in der seinigen zu fühlen glaubte.

Am folgenden Morgen wurde er von einer großen Wehmuth ergriffen; er ging nach dem Steine und suchte ihn aufzuheben, um den Weg nach dem bezauberten Palaste wieder zu finden, aber alle seine Anstrengungen waren unnütz. Er kehrte nach seiner Hütte zurück und setzte sich auf seine ländliche Bank, indem er sich nach der folgenden Nacht sehnte, während welcher, wie er hoffte, die Fee erscheinen mußte.

Gleich allen Naturkindern, die nur einen Gedanken, nur einen Wunsch haben und nicht begreifen, daß man sich zerstreuen kann, so dachte auch Abel nur an eins: an die Fee.

Plötzlich hörte er eine himmlische Stimme, welche so sanft einen Gesang der Liebe sang, daß die Luft dadurch nur in die leichtesten Schwingungen gerieth. Sie war da, war hinter ihm!

Ein einfaches Gewand von weißer Seide, am Saume mit einigen Perlen besetzt, ein Gürtel von weißem Atlas, weiße Rosen in den Haaren und schöne weiße Pantoffeln bildeten ihren ganzen Schmuck. Sie setzte sich an Abels Seite, und ehe er noch ein Wort ausgesprochen hatte, sagte sie zu ihm: „Ich komme zu Ihnen, aber ohne meine Pracht und ohne meinen Schmuck, denn durch die Anwendung, welche Sie von dem Talisman gemacht haben, stellten Sie sich fast einer Fee gleich. Abel,“ fuhr sie dann fort, während ihre Stimme etwas zitterte, „die reine Wohlthätigkeit, bei welcher man keine andere Absicht hat, als das Wohlthun selbst, ist eine der Vollkommenheiten Gottes, dem die Feen und die Menschen Alles verdanken. Ich bin zufrieden,“ schloß sie dann und blickte ihn an, schlug aber auch sogleich die Augen wieder nieder.

Das süße Lächeln, mit welchem sie diese letzten Worte begleitete, berauschte den armen Abel so sehr, daß er nichts antworten konnte, und Beide blieben stumm und verlegen. Besonders die Fee schien eine Empfindung zu genießen, nach der sie sich lange gesehnt hatte: sie betrachtete Abel mit einer Besorgniß, welche zu sagen schien: „Wird er mit mir sprechen?“ In ihren Augen lag der Ausdruck der Sehnsucht

und der Liebe, und nichts war anziehender, als ihr Antlitz, welches von Anmuth und Zärtlichkeit erstrahlte.

„Ach!“ sagte Abel, nachdem er sie lange gleichsam verstohlener Weise mit jenen Seitenblicken betrachtet hatte, die so viel sagen: „Sie bekleiden sich vergebens nach der Weise einer Sterblichen, man sieht dennoch, daß Sie eine Fee sind.“

„Nein,“ antwortete sie, „in diesem Augenblick bin ich keine Fee mehr, Sie können mit mir sprechen wie mit Ihres Gleichen, und ich habe keine Kraft, um gegen Sie böse zu werden.“

Abels ganze Haltung hatte bereits seine Liebe gestanden; obgleich er jedoch an diese dachte, hinderte ihn eine unaussprechliche Scham an dem Geständniß, welches ihm wie ein Verbrechen vorkam; oder es hielt vielmehr die Furcht, daß er die Fee beleidigen und von ihr erfahren möge, daß sie eine so unvernünftige Liebe nicht theile, seine Zunge gefesselt. In diesem Augenblick befand er sich im höchsten Grade unter dem Einfluß jenes Schamgefühls, welches das Erbtheil großer Seelen ist und bewirkt, daß man im jugendlichen Alter bei dem Anblick einer jugendlichen Schönheit nur zittern kann; sie schweigend anzubeten, sich glücklich zu fühlen, wenn er ihre Hand oder ihr Gewand berühren konnte, und die Spur ihrer Tritte zu küssen, das war für ihn noch das Höchste.

Die kleine Fee bemerkte diese stumme Huldigung und genoß dieselbe schweigend mit einer unaussprechlichen Wonne! Wer vermag ohne eine unsägliche Freude despotisch über ein liebevolles Herz zu herrschen, über ein Herz, in welchem man sich nur allein erblickt!

„Abel,“ sagte sie, „einige Tage lang werden Sie mich nicht sehen, denn ich bin gezwungen, mich zu einem großen Feste zu begeben, bei welchem viele Feen und Zauberer zugegen sein werden.“

„Wie schön muß ein solches Fest sein!“ sagte Abel, „und wie gern möchte ich eine solche Versammlung sehen, in welcher Sie ohne Zweifel die Schönste sein müssen!“

„Nichts ist leichter,“ antwortete die Fee; „indeß will ich Ihnen erzählen, was dabei vorgeht, und wenn dann Ihre Sehnsucht nicht befriedigt ist, so werde ich Sie eines Tages selbst bei einem solchen Feste einführen. Hören Sie mir aufmerksam zu:“

„Zu der Stunde, wenn Alles in der Natur schläft, besteigen die Feen und die Zauberer ihre Wagen und gelangen einzeln nach dem Palast des Genius, welcher das Fest giebt; Jeder sucht zuletzt zu kommen, damit sein Schmuck zuletzt gesehen werde und den Sieg erlange, denn die Feen halten sehr darauf, durch ihre Toilette zu siegen. Dieser besondere Umstand wandelt in dem Reiche der Feen die Zeit und deren Bedingungen um, denn wenn man sich um zehn Uhr Abends in den Palast begeben sollte, so erscheint dort Niemand vor ein Uhr Morgens. Die Zauberer sind sämmtlich schwarz gekleidet, weil sie sich klüglich ausgedacht haben, daß die Abwesenheit jeder Farbe ihnen sehr vortheilhaft sein werde, weil die Farbe bisweilen eine Verwirrung und Verlegenheit in dem Königreich der Feen hervorruft. Um die Unordnung zu vermeiden, kleiden sich daher alle schwarz, so daß man sich nur an der Rede erkennen kann; denn jede Farbe hat ihr Mienenspiel, ihre Redeweise und ihre Gewohnheiten; die weißen Genien sehen Alles im rosigen Licht, die blauen Genien sehen

Alles schwarz, und die rothen Genien sehen nichts Großes. Von diesen verschiedenen Arten der Genien hat Jede ein Banner und ein Wort, an das sich ihre Handlungen und Gedanken knüpfen, aber sie bemerken nicht, daß sie alle nur dasselbe, aber unter verschiedenen Namen, wünschen. Auch giebt es noch eine vierte Klasse von Genien, welche von allen Farben sind; aber ihr Wörterbuch ist so kurz und ihr Magen so groß, daß man sie wenig achtet, denn sie neigen sich stets auf die Seite der herrschenden Farbe. Sie sagen stets dasselbe und gleichen den Statuen in unsern Gärten, welche von einem Eigenthümer auf den andern übergehen, so daß man sie auf der Stelle erkennt, und zwar um so leichter, weil sie keinen Zauberstab haben, da ihre Macht der Macht des Zauberers untergeordnet ist, welcher eben an der Tagesordnung ist; daher haben sie stets Hunger und scheinen stets für den künftigen Hunger zu essen, weil sie befürchten, daß dereinst eine der drei Parteien stark genug sein möchte, um ihrer nicht mehr zu gebrauchen, und man läßt sie, da sie Pferde für alle Sättel, Säcke für alle Körner und weite Gewissen sind, nie in den Lüften herrschen, die flüchtigen Wolken leiten, in Nebeln die Sonne umstehen oder die Farben des Regenbogens verändern."

„So kommen also Zauberer von allen Klassen zu dieser Vereinigung mit einer Menge von Feen, und auf folgende Weise geht es dann her. Wenn die alten Feen erscheinen, so setzt man sie auf die Ehrenbänke an den Wänden entlang und von hier aus begnügen sie sich, zuzusehen, ohne Theil zu nehmen, weil sie alt sind; da aber die ganze entschwundene Thätigkeit ihres Körpers auf ihre Zunge übergegangen ist, so entschädigen sie sich dadurch, daß sie über die jungen Feen

und die Zauberer sprechen. Wenn ein Genius zu lange eine kleine Fee anblickt, so sprechen sie von Anstoß und öffentlichem Aergerniß, und die ganze Reihe dieser alten Wandbekleidungen geräth in Aufregung, als handele es sich um eine Revolution. Da man Alles vorausgesehen hat, so haben die alten Feen kleine Stückchen Holz, welche mit Seide besetzt sind, und wenn sie sich langweilen, so halten sie die Seide vor ihr Antlitz und gähnen im Stillen, denn im Reiche der Feen ist es verboten, den Mund zu einem andern Zwecke zu öffnen, als zum Sprechen oder Essen. Dann bewahren die alten Feen die Plätze und die Mäntel der jungen und leisten ihnen tausend kleine Dienste, wie zum Beispiel, daß sie den Zauberern mittheilen, wie diese oder jene Fee, welche schlank scheint wie ein Rohr, ihren köstlichen Wuchs nur kleinen Kissen verdankt, die sie geschickt an ihrem Körper angebracht hat. Schon in der Entfernung von einer Meile erkennen sie die Feen, welche eine rothe Masse auf ihre zu bleichen Wangen gelegt haben, und warnen die jungen Zauberer, daß sie jene Feen nicht küssen, damit sie ihnen ihre Farben nicht rauben; sie errathen, wie viele Spiele Karten man in die Schuh gelegt hat, wenn man zu klein ist, so wie sie jede andere List verrathen, welche sie selbst vordem ausübten. Die jungen Feen rächen sich dann, indem sie den kleinen Hunden auf die Schwänze treten, in welche alle alten Feen vernarrt sind. Ist ein solcher Hund gestorben, so lassen sie sein Bild, gleich dem eines angebeteten Geliebten, auf ihre Tabaksdosen malen. Bisweilen spotten auch die jungen Feen über die Anmaßungen der alten, und das ist, mein lieber Abel, eine ihrer größten Belustigungen."

„Der ganze Palast wird durch künstliche Feuer erleuchtet,

welche durch Diamanten hervorgebracht werden, und ist mit großen Spiegeln geschmückt, so daß eine jede Fee beim Vorübergehen sehen kann, ob ihre Toilette nicht in Unordnung gerathen ist, auch geben die Feen durch die Spiegel den Zauberern ein Zeichen, wenn sie begriffen haben, daß einer derselben ihnen etwas sagen will."

„Wenn fast alle Gäste versammelt sind, so faßt jeder Zauberer eine Fee an und alle tanzen nun in dem Hauptsaale des Palastes auf mehr oder minder schöne Weise, indem sie wunderliche Figuren durch ihre Tänze bilden und sich bemühen, an Anmuth und Geschicklichkeit einander zu übertreffen. Während aber Alles tanzt, hüpft und sich zu erlustigen scheint, verhandelt man die ernstlichsten Angelegenheiten. Ein tanzender Genius ist viel leichter zu irgend etwas zu bestimmen und man erreicht leichter von ihm, was man wünscht. Schaute Jemand zu, ohne die Musik zu hören, so würde sich ihm das tollste Schauspiel von der Welt darbieten; er würde zweihundert Gottheiten fast stets in den Lüften sehen, wie sie zwecklos und ohne etwas erreichen zu wollen, mit den Füßen spielen, den Kopf, die Augen und die Zunge nach Leibeskräften bewegen. Für diese thörichte Fee eines Augenblicks, für diesen luftigen Tanz sind die prachtvollsten Toiletten verschwendet, während man tausende von Unglücklichen durch das Geld hätte beglücken können, welches sie gekostet haben."

„Endlich begeben sich die Zauberer und alten Feen, deren Gelenke verhornt und deren Muskeln verhärtet sind, so daß sie nicht springen können, in andere Säle; dort stehen sie erst vor einem Tische und betrachten zwei Zauberer, welche kleine Karten in den Händen halten; das ist ihre erhabenste

Beschäftigung, ihre liebste Sprache, ihr wonnigstes Entzücken, ihr einziges Träumen, ihr einziger Gedanke."

„Während der ganzen Zeit, daß das Fest dauert, wird der Saal, in welchem die grünen Tische und die Karten sind, nicht leer; alle blauen, weißen oder rothen Genien, denn in diesem Augenblick verschwindet Alles: Rang, Meinungen und Unterschied, Alle schauen jetzt nach den kleinen gefärbten Karten, welche weggeworfen und aufgenommen werden. Wollte jetzt Jemand von den wundersamen Reden einen Vortheil ziehen, welche die größten der Zauberer halten, wenn sie sich unter einander versammeln, so würde er nichts Anderes hören und vernehmen, als: Quatre à quatre, trois à un, un à, deux à, trois à, un à quatre, quatre à rien, trois à rien. Gagné! perdu! Rien ne va plus? Der König, das As, der Bube ꝛc. Diese Worte und diese Karten haben einen solchen Reiz, daß die Feen und Genien Essen und Trinken vergessen, und daß der Saal zusammenstürzen könnte, ohne daß sie es bemerkten."

„Sind die Feen und die Genien müde, nach allen Richtungen hin die Säle des Zauberers zu durchschweben, und sehen sie den Tag anbrechen, so entfernen sie sich, ohne etwas zu dem Zauberer zu sagen, welcher sie empfangen hat, so wie sie ihn auch beim Eintreten nicht aufgesucht haben; oft ereignet es sich, daß ein Zauberer, der ein Fest giebt, nicht einmal diejenigen kennt, welche er in seinen Sälen sieht."

„Das ist die hauptsächlichste Belustigung der Feen: das ist eine ihrer liebsten Freuden, und so lange dieselbe dauert, vergessen sie die Erde und ihre Bewohner, die Unglücklichen, die Kranken, Alles, suchen sogar einen Ruhm darin, die

ernstesten und beklagenswerthesten Dinge unter einer scherzhaften oder lächerlichen Gestalt darzustellen und witzvolle Grausamkeiten zu begehen. Wenn eine hübsche junge Fee erfährt, daß Hungersnoth irgend eine Gegend verheert und die Bewohner keine Kartoffeln haben, um ihren Hunger zu stillen, so wird sie fragen: Warum essen die Leute kein Weißbrot und Hasenbraten?"

„Lieber will ich irgend einer Juliette mit meiner Lampe helfen, als an solchen Freuden Theil nehmen," sagte Abel.

„Liebes Kind," entgegnete die Fee, „Sie sind glücklich, daß Sie in dieser kleinen Hütte allein leben, denn das Reich der Feen hat noch manche andere Sonderbarkeiten, die ich Ihnen dereinst erklären werde, und unsere Macht ist uns theurer verkauft, als Sie es denken mögen. —"

„Und doch ist es so schön," antwortete er blöde, „daß alle Hütten zu Schmerzensorten werden, wenn man es gesehen hat."

„Ich verstehe Sie," antwortete die Fee lächelnd; „nun wollen Sie mich nicht einen Augenblick auf diesem irdischen Wege begleiten — nach jenem Orte?"

Sie erhob sich und nahm ihn bei der Hand, worauf Beide nach dem Walde zu gingen. Abels Kopf war voll von neuen Gedanken, welche durch die sonderbaren Erzählungen der Fee in ihm erweckt waren, das Schweigen war daher zwischen ihnen Beiden gewissermaßen ein gemeinsamer Freund, der ihnen als Mittler diente und dem sie ihre Gedanken anvertrauten.

Bisweilen blickte Abel seine hübsche und schöne Ge-

fährtin auf verstohlene Weise an, als hätte er ihr irgend einen geheimen Gedanken verrathen wollen; dann schlug er aber die Augen wieder nieder und konnte nicht sprechen, weil er sie zu beleidigen befürchtete. In solchen Augenblicken ist man vorzugsweise geneigt, bedeutungslose Fragen zu thun, um sich entweder zum Sprechen zu ermuthigen oder seine Sehnsucht zu täuschen.

„Ach!“ sagte Abel zitternd, „wir gehen jetzt auf den Wald zu; bitte, erzählen Sie mir ferner, was im Reiche der Feen geschieht, denn ich höre den Ton Ihrer Stimme so gern, wie ich vordem meine Mutter sprechen hörte.“

„Liebes Kind,“ antwortete sie mit einer lebhaften Aufregung, „je mehr ich Sie von den Gebräuchen im Reiche der Feen unterrichten werde, desto mehr werden Sie finden, daß die Bewohner desselben zu beklagen sind. Glauben Sie zum Beispiel, daß die Verheirathung einer Fee und eines Zauberers nach den Gesetzen vorgeht, von denen Sie glauben mögen, daß sie der Vereinigung zweier Herzen zu Grunde liegen müssen? Was denken Sie von der Liebe, Abel? Hat Ihnen Ihr reines Herz noch nichts über dieselbe offenbart?“

„Ach!“ sagte Abel, „die Liebe ist eine Verschmelzung zweier Herzen in ein einziges; sie ist eine Sympathie, welche so sehr zwei Herzen vereint, daß das eine kein Gefühl hegen kann, welches nicht von dem andern getheilt würde; sie ist — aber nein, dieses Gefühl verliert nur, wenn man es zergliedert, denn ich fühle etwas Unendliches, was mich verwirrt, ich fühle, daß die menschliche Sprache für meine Begriffe nicht ausreicht. Endlich denke

ich mir, daß, wenn sich einmal die Liebe unserer bemächtigt hat, sie auch uns ganz und gar so gefesselt hält, daß nur sie noch in uns lebt, gleich wie man in einem Nachen auf dem Ocean nur den Himmel und das Wasser sieht, welche sich mit einander verschmelzen."

„In unserem Reiche," nahm darauf die Fee wieder das Wort, „kümmert man sich keineswegs um die Gefühle; sobald ein Zauberer eine Fee heirathen will, so beginnt man damit, daß man diese letztere etwas besser schmückt, als gewöhnlich; man sieht nach, wie viele fliegende Drachen man in dem Stalle und wie viele Sklaven man in dem Palaste halten kann; besonders aufmerksam prüft man, welches Gewicht der Zauberstab der Familie hat, ob er von Diamant, Gold, Silber, Kupfer oder Eisen ist und unter welchem Titel man ihn besitzt."

„Sind diese wichtigen Beobachtungen angestellt, so wiederholen Vater und Mutter ihrer Tochter Reden, welche ungefähr folgenden Sinn haben:"

„Mein Kind, Du bist nun achtzehn Jahr, und es ist eine Schande, wenn man im zwanzigsten Jahre noch nicht verheirathet ist: suche daher Deine Netze zu spannen und einen Mann zu fangen, vielleicht ist das Jahr günstig; da wir aber zwei Flügelrosse vor unserm Wagen haben und ein Sklav hinten auf steht, da der Zauberstab unserer Familie dreißig Karath wiegt und vom reinsten Golde ist, so mußt Du einen Zauberer fangen, dessen Stab des Deinigen würdig ist. Du wirst keine Tugenden besitzen, Du wirst des Lebens unwürdig sein, wenn Du nicht einen Zauberer findest, der einen Wagen mit zwei Flügelrossen hat; wir zählen ein Alter von fünfhundert Jahren im Reiche der

Feen und Dein Mann muß daher aus einer Zaubererrasse von gleichem Alter sein. Hüte Dich, je die Augen nach den Genien zu erheben! Gehe gerade aus, hebe Dich für den auf, der Dir gefallen wird, aber daß er einen schönen Stab habe, schöne Drachen an seinem Wagen und seine Familie wenigstens vierhundert Jahre in dem Königreiche zähle."

„Dann führt der Vater eines Morgens oder eines Abends, das bleibt sich gleich, an der Hand irgend einen Zauberer herein, welcher eine Stunde oder zwei bei der Tochter bleibt. Ist er dann gegangen, so sagt die Mutter auf einen Wink des Vaters zu der Fee:"

„Mein Kind, dieser Genius ist bucklig oder wohlgewachsen, häßlich oder schön, das macht wenig aus; dieser Genius, mein Kind, hat vier Flügelrosse an seinem Wagen, er besitzt einen Zauberstab von Diamant und wird morgen wieder kommen; suche ihm zu gefallen, denn er muß Dein Mann werden."

„Die kleine Fee ist neugierig, will erfahren, warum man sie verheirathet, und läßt sich nicht zwei Mal ermahnen. Sie weiß noch nicht, worin das Glück oder das Unglück besteht, und willigt ein, weil sie nicht anders kann; nach vierzehn Tagen wird sie nun die Gattin des Genius, einzig, weil derselbe einen diamantenen Zauberstab hat. Sie wird glücklich sein, wenn der Charakter des Genius ein guter ist, unglücklich im entgegengesetzten Falle, aber das kümmert Niemand; die Zauberstäbe sind von gleicher Art, und das ist das Wesentlichste. Daher sind die Feen oft unglücklich, meist immer."

„Um sich zu rächen, machen sie sich eine Freude daraus, ihren Mann zu ärgern; was von ihm kommt, das ist stets

unwillkommen; hat er gute Eigenschaften, so räumt man dieselben ein, findet aber auch stets einen Fehler oder ein Laster, wodurch dieselben wieder aufgehoben werden. Das Hauptlaster ist aber, daß er der Gatte ist."

„Der Zauberer seiner Seits kann seine Fee nicht lieben, weil sie stets dieselbe Fee bleibt und nicht so vernünftig ist, wie einige unter uns, sich auf tausendfach verschiedene Weise umzuwandeln und tausend Feen in einer einzigen darzubieten; daher sind die meisten Ehen unglücklich."

„Und Sie," fragte Abel auf der Stelle, „sind Sie glücklich oder unglücklich? Sie haben einen schönen Zauberstab, von wem haben Sie denselben?"

„Von einem Zauberer, der mir sehr lieb war," sagte sie darauf und Thränen traten ihr in die Augen. „Ich war verheirathet, aber mein Zauberer ist gestorben und ich war darüber sehr unglücklich! Eines Tages werde ich Ihnen mein Mißgeschick erzählen; jetzt mag für Sie hinreichen, zu wissen, daß ich frei bin, und zwar eine der mächtigsten und reichsten von allen Feen."

Sie waren an dem Saume des Waldes, die Perlenfee machte sanft ihren Arm von Abels Arme los, und verbot ihm, ihr zu folgen; bald war sie verschwunden und ließ den jungen Mann als eine Beute seines Irrsinnes zurück.

In der That hatte er während dieses Morgens die Perlenfee vielleicht noch schöner gesehen, als in den Nächten, während welcher sie ihn in dem ganzen Zauber ihrer Macht erschien. Sie hatte sich in der geschmackvollsten und einfachsten Tracht gezeigt, sie hatte durch ihren Geist und ihre Anmuth ihn geblendet, durch ihren zarten und schö-

nen Wuchs, durch die reine Schönheit ihres Antlitzes, durch den Reiz ihrer zärtlichen Seele ihn berauscht.

„Ach! ich liebe sie,“ sagte er, nachdem er lange auf das ferne Rollen des Wagens gelauscht hatte, welcher die Fee fortführte; „darf ich sicher sein, daß meine Huldigung ihr nicht mißfallen wird? Ach! werde ich je die Reinheit des Herzens, der Wünsche und Gedanken besitzen, wie solche dieser himmlischen Schöpfung würdig ist? Alle Anmuth der Natur liegt in ihren Augen, und diese Augen scheinen ein leichter Schleier zu sein, hinter welchem man ihren Geist erblickt. Was muß ich thun, um sie zu verdienen? Und wird sie mich lieben?“

Das waren seine Gedanken, während er langsam in die Hütte zurückkehrte; die Erinnerung an diesen reizenden Morgen prägte sich auf ewig seinem Herzen ein, denn er wußte sich stets an die geringsten Worte, an die geringsten Bewegungen der Fee zu erinnern, so wie an das Aussehen des Himmels während dieser Unterhaltung.

Als sich Abel seiner Hütte näherte, hörte er ein unmäßiges Freudengeschrei, lautes Lachen, Geklirr von Flaschen und Klappern von Tellern, weßhalb er über den Gartenzaun sprang, um seinen Weg abzukürzen. Er fand Caliban auf einem Schämel sitzen und die Ellenbogen auf einen Tisch gestützt, welcher mit den Ueberresten vieler Speisen bedeckt war; der alte Diener war trunken; in der einen Hand hielt er eine Flasche, in der andern ein Glas und sang aus vollem Halse.

Nur so viel vermochte Abel aus ihm zu entlocken, daß er am Morgen die Lampe auf dem Zaubersteine gerieben und dann von dem Genius ein gutes Mahl verlangt hatte, wel-

ches ihm nach zwei Stunden von den Leuten der Fee gebracht und aufgetragen war.

Abel verließ den armen Caliban inmitten seiner Flaschen, und der alte Diener verlor sehr wenig, indem er seine Vernunft verlor.

---

## 10. Catharine.

Während diese Ereignisse in der Hütte des Chemikers vorgingen, war das ganze Dorf in Aufregung, und wir können dem Leser nur dann ein Bild von dieser Aufregung geben, wenn wir ihn in das Haus des Herrn Grandvani, des Vaters der hübschen Catharine, einführen.

Das Dorf, zu welchem dieses Haus gehörte, bildete nur eine einzige krumme Straße, und gehorchte demnach dem Gesetze, welches verlangt, daß alle menschlichen Dinge auf krummen Wegen gehen; jedes Haus hat einen kleinen Garten, einen mit Stroh bedeckten Hof, einen größern oder kleinern Stall und ein Hühnerhaus; in allen Häusern wohnten arbeitsame und arme Bauern, die aber eben so unglücklich und eben so glücklich wie die Bewohner der Städte waren, nur mit dem Unterschiede, daß sich ihre Neigungen und Wünsche auf einfachere Gegenstände richteten. In der Mitte des Dorfs stand die Kirche, wenig von andern Häusern unterschieden, aber mit einem Glockenstuhle versehen, einem wahrhaften Geschichtschreiber, welcher alle Dinge des Lebens und des Todes verkündete und meldete. Vor dieser einfachen und prunklosen Kirche war ein Platz, von großen Ulmen

umgeben, auf welchem Sonntags das junge Volk tanzte und die Greise mit dem Glase liebelten, und dort machte sich auch die öffentliche Meinung laut, indem man sich über dieses oder jenes unterhielt.

An dem Platze stand ein Haus, das etwas weniger demüthig war als die andern; es hatte im ersten Stock drei Fenster, die mit grünen Sommerladen versehen waren; die Thür war mit besonderer Sorgfalt angestrichen, und der Girodet des Orts hatte zwei verschiedene graue Farben zu erfinden gewußt, um die Felder und die Leisten verschieden zu bemalen; über der Thür las man das Wort Mairie, ohne einen einzigen orthographischen Fehler, weil es mit pünktlichster Treue aus der Gesetzsammlung copirt war. An jeder Seite der Thür erhob sich ein Rosenbusch, umgeben von einem kleinen grünen Gitter, und diese beiden Sträuche reichten ihre buschigen, mit Rosen besetzten Häupter bis an die Sommerladen des ersten Stocks, in welchem die schöne Catharine wohnte.

Dieses Haus war außer dem Hause des Pfarrers das einzige, welches mit rothen Ziegeln gedeckt war und einen Boden hatte, auf welchem der Percal aufgehängt und getrocknet werden konnte, welcher Catharine's Busen deckte, und die Halsbinde, aus welcher der Maire seine Schärpe gemacht hatte.

Wenn man in dieses Haus trat, so erkannte man auf der Stelle die Gegenwart eines jungen Mädchens; denn die ausgesuchteste Reinlichkeit war das einzige, was die alterthümliche Treppe schmückte, die sich den Blicken darbot. Auf der einen Seite war die Küche mit dem breiten Herde und einem Ofen von Lehmsteinen; der Fußboden derselben war zwar

stets braun, aber reinlich; der Brotschrank, die Vorraths-kasten, die Anrichte, Alles war sauber und nicht eine Spinne war zugegen, um das schwermüthige Rauschen des Wassers anzuhören, welches aus einem Brunnenstocke in einer Ecke der Küche floß.

An der andern Seite war Grandvani's Zimmer. Im Hintergrunde desselben sah man das Bett mit gewundenen alterthümlichen Säulen und Vorhängen von grüner Serge; der Fußboden war sauber gebohnt und wurde von Zeit zu Zeit mit Nußöl getränkt; auf dem Kamin stand ein Spiegel, zu dessen einer Seite der Kalender des laufenden Jahres hing, während auf der andern Seite ein schlechter Kupferstich erblickt wurde, welcher den Tod des armen Credit darstellte, gemordet von den Malern, Musikanten, Schriftstellern, Schauspielern und Wechslern, nebst einer langen Geschichte, welche dieses tragische Abenteuer erklärte; allein der Zeichner, welcher die Regierung nicht unter einer materiellen Form darzustellen vermochte, weil sie zu oft wechselt, hatte eine Stelle unter den Mördern des armen Credit offen gelassen.

Dem Kamine gegenüber sah man einen langen Kasten, welcher den Pendel einer Schlaguhr enthielt, auf der sich die Statue eines vordem vergoldeten Thieres befand. Die Tapete, welche die Wand schmückte, war mit Vögeln bemalt, welche den Bewohner der Stube stets mit denselben Augen anblickten, was die Bekannten und Freunde nicht thun.

Das Fenster war mit zwei Vorhängen von tausendblumigem Kattun geschmückt, und vor ihm zeigte sich auch ein Stuhl vor einem kleinen Arbeitstische, auf welchem eine Scheere, ein Nähhut, Zwirn, Wachs, Grandvani's Jacke und ein halbgestickter Kragen lagen, so daß man erkennen konnte,

es sei hier Catharine's gewöhnlicher Sitz, von welchem aus sie durch das Fenster Alle sehen konnte, die über den Platz gingen. Ehe sie Abel kannte, sah sie von hieraus schon von ferne den Quartiermeister Jacques Bontemps kommen, und ihr Vater ahnete dessen Annäherung, wenn Catharine zu ihm kam, um ihn zu küssen; denn sie wagte nicht zu gestehen, daß sie nur deshalb zu ihm komme, um sich im Spiegel zu besehen und sich zu überzeugen, ob ihr Halstuch ordentlich sitze und die Locken ihrer Haare nicht verwirrt wären; sie erröthete, horchte und öffnete dann rasch die Thür, nachdem sie einen Stuhl an die Seite ihres Vaters gesetzt hatte.

Für Grandvani stand neben dem Kamine und seitwärts von seinem Bett ein großer Armstuhl, beschlagen mit einem Utrechter Sammet, dessen ursprüngliche Farbe man nicht mehr erkennen konnte; doch konnte man schließen, daß derselbe gelb gewesen war, weil er gegenwärtig fast weiß war und nur der gelbe Sammet weiß werden kann. Der Greis hatte stets eine kurze schwarze Hose und schwarze Strümpfe an, dabei einen blauen Rock, mit großen Metallknöpfen, und auf dem Kopfe eine graue Mütze, welche eine Pastetenform hatte. Er war übrigens ein guter und jovialer Mann, ein wenig geizig, liebte den Wein, aber noch mehr seine Tochter und verließ selten das Haus, da es seine Lieblingsbeschäftigung war, zu plaudern und zu lesen. Zu seiner Seite stand ein Tisch, auf welchem man die Register der Mairie, ein Tintefaß, einige Federn, das Gemeindesiegel, eine Bibel mit Holzschnitten und die Gesetzsammlung erblickte, welcher er seine Grundsätze entlehnte, indem er die Grundsätze der Regierung zu errathen suchte, wobei er kräftig von Jacques

Bontemps unterstützt wurde, wenn sich nicht etwa Beide in diesem unentwirrbaren Labyrinthe verloren.

Am häufigsten herrschte das Schweigen, und der Pendel der Uhr unterbrach dasselbe allein, besonders seit sich Catharine in Abel verliebt hatte.

Die Möbel des Zimmers standen im Verhältniß zu den übrigen: ein Nußbaumtisch, welcher bei mehr als einem Gastmahle gedient hatte, Stühle, die mit Kissen geschmückt waren, alterthümliche Armsessel, und auf dem Kamine, vor dem Spiegel eine gute Jungfrau von Gips, welche ihr Kind mit den karminrothen Wangen auf dem Arme hielt, so wie ein Gipsbild des Königs und eine Büste Bonaparte's — das war die Ausstattung dieser Wohnung des Friedens und der Ruhe.

Vor diesem Kamine und vor Grandvani wurden alle Streitigkeiten des Dorfes abgemacht; er war der König desselben und hatte keine andern Minister, als den Pfarrer und den Quartiermeister, welche Beide treue Männer waren und weder die Interventionen, noch die Revolutionen und Conspirationen, oder die Provocationen und Promotionen liebten.

Dieses Friedenszimmer athmete demnach eine ländliche Heiterkeit und Ruhe, welche dem Herzen gefallen, als ein Paradies aber würde es Jedem erschienen sein, der die reizende Catharine auf ihrem Stuhle gesehen hätte, das Antlitz von dem Tageslichte erleuchtet, wie sie mit behender Hand die Nadel führte, dabei anmuthig schwärmte und ihren Vater mit sanfter Zärtlichkeit, mit reiner Freude anblickte; bisweilen strich sie auch die Locken ihrer Haare von der weißen und unschuldsvollen Stirn zurück, oder erhob sich, um etwas

Staub hinwegzuwischen, das einzige, was sie zu hassen fähig war. So war sie ehedem gewesen, unschuldig, heiter, lebhaft, aber unwissend und keusch, während sie mit jungfräulicher Neugierde Alles anhörte und das belächelte, was sie nicht begriff; in dem Augenblicke aber, welchen wir beschreiben wollen, war sie nicht mehr dieselbe, wenn auch alles Andere in dem Zimmer des guten Grandvani unverändert geblieben war.

Eine Lampe steht auf dem Kamine, Grandvani ist in seinem Armstuhle halb eingeschlafen, und Catharine stickt einen Kragen von Mousselin bei dem röthlichen Scheine des nächtlichen Gestirns, welches das bescheidene Zimmer erleuchtet; Françoise, die Dienstmagd, sitzt in einer Ecke, schweigt und spinnt. Die arme Catharine, welche vordem in die Kreuz und die Quer über Alles schwatzte, was im Dorfe vorging, bei ihrem Vater die Stelle eines Wochenblatts vertrat und ihn verhinderte, nach Tische zu schlafen, Catharine ist stumm, selbst nach dem Ereigniß, welches jetzt das ganze Dorf in Staunen setzte und von welchem das Gerücht noch nicht bis in das Haus des Maire gedrungen war; und dennoch kennt Catharine die Thatsache, weil sie eine der handelnden Personen dabei gewesen und weil sie das mit ihren eigenen Augen gesehen hat, worüber sich das ganze Dorf verwundert; ja doch, aber Catharine ist stumm und läßt ihren Vater einschlafen, dem die Tabaksdose aus der Hand entfallen ist, nachdem er lange versucht hat, sie festzuhalten; Catharine zieht langsam ihre Faden, hält oft inne, erhebt die Augen, glaubt ein geliebtes Bild zu erschauen und gefällt sich an dieser Beschauung.

Das arme Kind liebt, es liebt mit dem Geiste, seine

Sinne sind dabei unbetheiligt, und es möchte stets die süße Stimme hören, die nur von Zauberei und Feerei zu sprechen weiß, es möchte stets durch einen Blick seine Seele mit der Seele dessen verbinden, der ihm als der Inbegriff aller Schönheit und Liebe erscheint. Alles ist still in dem Zimmer, nur das Tiktak des Pendels und das Schnurren des Spinnrades wird vernommen, da pocht es plötzlich an die Thür und mehre Stimmen lassen sich hören, und unter ihnen namentlich die Stimme des Quartiermeisters. Catharine erhebt sich nicht mehr mit der Eile wie früher, sie läuft nicht, um die Thür zu öffnen, sie blickt nicht in den Spiegel, der von einem Rahmen von schwarzem Holz umgeben ist; nein, sie bleibt unbeweglich, Thränen sind bereit, das Krystall ihrer Augen zu trüben, und Françoise muß sich erheben, um die Thür zu öffnen; da erwacht Grandvani.

Antoine's Vater und der Quartiermeister treten ein, während ihre Haltung andeutet, daß ein außerordentliches Ereigniß stattgefunden hat.

„Guten Abend, Herr Maire," sagte der dicke Meier und setzte sich neben Grandvani.

„Gehts gut, Vater Grandvani?" fragte der große Kuirassier und schüttelte Catharine's Vater die Hand. „Und Sie, Fräulein," fuhr er dann zu dem jungen Mädchen gewandt fort, „Sie kennen also Ihre Freunde nicht mehr, da Sie seit undenklicher Zeit die Thür nicht mehr öffnen? Ich hörte es immer gleich von draußen, wenn Sie es waren! Sie trällerten so allerliebst ein Liedchen vor sich hin. —" Catharine antwortete nichts und Jacques Bontemps blickte sie erstaunt an.

„Herr Maire," sagte der dicke Meier und drehte seinen

Hut zwischen den Händen, „ich erscheine in einer wichtigen Angelegenheit; Catharine hat es Ihnen gewiß schon erzählt, denn alle Kinder im Dorfe sprechen von der Sache.“

„Was giebt es denn?“ fragte Grandvani; „nein, ich weiß nichts. Françoise, bring uns eine Flasche Wein, das macht die Kehle geschmeidiger.“

„Die Worte fliegen dann wie der Staub davon,“ fügte der Soldat hinzu.

„Denken Sie sich,“ fuhr der Meier fort, „daß diese kleine Juliette, welche meinen Sohn heirathen wollte, heute Nacht mit zwanzigtausend Franken in Gold nach Hause zurückgekehrt ist.“

„Wetter!“ sagte Grandvani und riß seine Augen weit auf, wo hat die das Geld her?“

„Das ist es eben!“ sagte Jacques Bontemps; „wie man sagt, hat sie nicht einen Heller im Vermögen gehabt, und da sie für Antoine den Teufel im Leibe gehabt hat, so kann sie wohl Jemandem die Tasche abgeschnitten haben! Ein verliebtes Mädchen ist schlimmer, als ein ganzes Grenadier-Regiment!“

Catharine erröthete bei diesen Worten und unterbrach den Kuirassier schnell, indem sie sagte: „Pfui, das ist garstig, die arme Juliette einer so ehrlosen Handlung anzuschuldigen! Sie ist so gut, so liebevoll, so schön, daß es unrecht ist, sie zu verleumden.“

„Sie wissen etwas von der Art und Weise, wie sie das Gold erworben hat,“ sagte der Meier; „denn allgemein wird behauptet, Sie hätten ihr den Sack tragen geholfen.“

„Das ist ganz richtig,“ antwortete Catharine.

„Ach! Vater Grandvani,“ rief der Kuirassier aus, „sehen Sie nur Ihre Tochter an! Sie wird ganz roth im Gesichte!“

Grandvani blickte seine Tochter an und sagte zu ihr in einem Tone, in den er Strenge zu legen versuchte: „Catharine, was bedeutet dieses Geheimniß? Was ist vorgefallen? Also bist Du es gewesen, die um zehn Uhr die Thür so leise öffnete? Ich dachte, es wäre Françoise gewesen, und sann bereits darüber nach, wer ihr Liebhaber sein könnte.“

„Ja, mein Vater, ich war es.“

Bei diesen Worten setzte Grandvani sein Glas auf den Tisch, Françoise hielt ihr Spinnrad ein, der Kuirassier strich seinen Schnauzbart, der Meier drehte seinen Hut nicht mehr, und alle Vier richteten unbeweglich mit weit geöffnetem Munde ihre Augen auf Catharine; das arme Kind aber blickte den Meier an und sagte zu ihm:

„Nun, Vater Verniaud, Sie wollen gewiß Ihren Sohn glücklich machen, da Juliette nun reich ist, und erscheinen ohne Zweifel, um die gesetzlichen Förmlichkeiten zu erfüllen?“

„Nein, Fräulein,“ antwortete der Meier, „so lange ich nicht weiß, aus welcher Quelle Juliette die zwanzigtausend Franken geschöpft hat, weiche ich nicht einen Schritt.“

„Nun, meine Tochter, sag uns, woher sie das Geld hat!“

Catharine erzählte nun, während sie abwechselnd errötheте und erbleichte, die Erscheinung des Genius und sagte Alles aus, was sie von dem Sohne des Chemikers wußte. Ihre Beredtsamkeit bei dessen Lobe regte des Quartiermeisters Galle auf und dieser rief aus:

„Bei dem kleinen Corporal, ich durchschaue das! der schöne Bursche ist nur ein Spitzbube, welcher das zurückgab, was er Andern genommen hatte. Bei meinem Pfeifenrohre! tausend Bomben und Granaten! Vater Verniaud, Ihr werdet nicht der Großvater des Sohnes Eures Sohnes sein, denn hinter diesem Zauber steckt irgend eine Fickfackerei. Eine Lampe, welche Genien ausspeiet, die mit Goldsäcken erscheinen — so was macht Andern weis! das Gold ist so hoch gehängt, daß man es nicht erreichen kann! Und die zwanzigtausend Franken-Säcke sollten so mir nichts Dir nichts aus einem Loche herausgeworfen werden."

„Ich habe die Wahrheit gesagt," sagte Catharine mit einer unschuldigen Betonung; „was ich erzählt habe, das habe ich auch gesehen, und was Juliette betrifft, so begreife ich nicht, was für ein Sinn in den Worten des Herrn Bontemps liegen soll."

„Ich kann mich noch weit vor der Revolution hinaus zurückerinnern," sagte der Maire; „die Hütte hatte damals einen Schlot wie eine Schmiede, und als ich auf Befehl des Herrn Pfarrers in derselben war, da kam es mir vor, als ob ich Teufel in derselben sähe; doch wäre es nicht unmöglich, daß man Falschmünzerei in derselben betrieben hätte."

Die Meinung Grandvani's wurde allgemein aufgegriffen und sogleich Françoise abgesandt, um Juliette herbei zu rufen.

Sie erschien. Antoine begleitete sie. Beide hielten sich bei der Hand und das reinste Glück beseelte ihre Blicke, ihre Bewegungen und Haltung. Keines von Beiden sagte ein Wort, ohne erst das andere mit den Augen befragt zu haben, fast

stets blickten sie einander an und schienen zu befürchten, daß die Zeit mit allen ihren Jahrhunderten für ihre Zärtlichkeit nicht genügen möchte. Der große und kräftige Antoine, die zarte, schlanke und hübsche Juliette standen Beide vor dem Maire wie ein Muster, wie ein ewiges Bild einer glücklichen Vereinigung.

„Zeigt einmal eins von Euren Goldstücken her," sagte der Maire.

Juliette warf eins auf den Tisch, und Jeder ließ es auf dem Fußboden und auf dem Mantel des Kamins erklingen, aber stets ließ es seinen reinen Ton hören, bei dessen Klange die Gewissen der Menschen und die Mauern der Städte sinken, dem die ganze Welt nachläuft und welcher für eine schönere Musik gehalten wird, als die der geübtesten Orchester.

„Das ist ganz außerordentlich!" sagte Grandvani, überzeugt, daß das Goldstück von gutem Gepräge sei.

„Nun," sagte der Meier, der bereits befürchtete, daß ihm die zwanzigtausend Franken entgehen möchten; „da Fräulein Catharine Zeugin der Thatsache ist, so mag Antoine seine Juliette heirathen, ohne daß ich eine weitere Bestätigung hinsichtlich der Lampe verlange; das wird ganz herrlich für das Dorf sein, wenn man Alles erlangen kann, was man wünscht."

Von jetzt an war im ganzen Dorfe nur von der Wunderlampe die Rede, und Jedermann sandte neidische Blicke nach der Hütte; Einige bezweifelten das Abenteuer, Andere wünschten, daß es ihnen eben so gehen möge, als sie Juliette mit ihrer Mitgift sahen, Alle aber sehnten sich, den schönen Bewohner der Hütte des Teufels kennen zu lernen.

Während aller dieser Umstände freute man sich aber sehr, daß Juliette's und Antoine's Liebe von einem glücklichen Erfolge gekrönt sei, so daß die jungen Mädchen des Dorfes alle Morgen das Aufgebot bekränzten, welches vor der Thür der Mairie angeschlagen war.

Catharine sah diese Bänder und Blumen, welche mit jedem Tage einen lebhaftern Kummer in ihrem Herzen erregten, denn Juliette's Glück veranlaßte sie, ihr Loos mit dem der jungen Braut zu vergleichen, und diese Vergleichung war eine höchst grausame für sie.

Einige Tage nach diesem Auftritt begab sie sich zu Juliette und sagte zu ihr:

„Du bist glücklich, meine liebe Freundin! ich habe Dein ganzes Unglück geerbt! Ich liebe Deinen Wohlthäter; hilf mir, ich bitte Dich, daß ich allein das Recht behalte, nach der Hütte auf dem Hügel zu gehen; Du hörst, wie jetzt Alles im Dorfe davon spricht, nach seiner Wohnung gehen zu wollen, um ihn und seine Lampe zu sehen, denn seine Lampe erregt eine noch größere Neugierde als er. Man wird ihn belästigen, er wird noch andere Mädchen außer mir sehen, und doch ist es schon genug, daß ich eine Fee zur Nebenbuhlerin habe! Hilf mir also, meine liebe Juliette, und laß uns aussprechen, daß er gesagt habe, er wolle nur mit uns Beiden in Beziehung stehen; wenn dann irgend Jemand etwas verlangt, so beziehst Du Dich stets auf mich."

Als Juliette diese unter Thränen ausgesprochenen Bitten hörte, willigte sie in Alles ein, bat aber auch ihrer Seits, daß Catharine dafür sorgen möge, daß der schöne Unbekannte zu ihrer Hochzeit komme und Zeuge des Glücks sei, welches er geschaffen habe.

Als der Wille des Sohns des Chemikers in dem Dorfe bekannt wurde, dachte Jacques Bontemps über die Veränderung in Catharine's Betragen nach und begann irgend eine Fickfackerei zu ahnen, wie er sich ausdrückte, worauf er sich verhieß, das Geheimniß dieses wunderbaren Abenteuers zu ergründen.

## 11. Die Lampe wird gestohlen.

Eines Morgens kehrte Catharine nach der Hütte zurück, welche ihr ganzes Leben und ihr ganzes Glück enthielt; sie erblickte Abel auf seiner Bank, und sobald sie den erschaute, welchen sie liebte, wich der Ausdruck der Wehmuth, der ihre Züge verdüsterte, der reinsten Freude. Abel war traurig, sie sah das auf der Stelle und wurde daher auch sogleich wieder traurig, denn sie glich jenen Wolken am Himmel, welche ihre Farben der Sonne entlehnen.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie in einem Tone, welcher ein zärtliches Mitleid verrieth.

„Ach!“ antwortete er; „es ist nun drei Tage her, daß ich sie nicht gesehen habe. Ach! meine liebe Catharine, sie giebt mir durch einen Blick das Leben, fern von ihr oder ohne sie erscheint mir Alles kalt, farblos, trübe, todt; nichts gefällt mir; eben erst habe ich hart mit Caliban gesprochen und der arme Mann hat geweint! Ich hätte mich vor seine Füße werfen und ihn um Verzeihung bitten mögen; als er aber meinen Schmerz sah, da sagte er, daß er stets so von mir gemißhandelt werden möchte; dann habe ich auch

geweint und bin endlich hierher geflüchtet, auf diese Bank, um an die schöne Perlenfee zu denken."

„Ist sie denn so schön?" fragte Catharine.

„Ich weiß das eigentlich selbst nicht," antwortete Abel; „denn wenn ich sie sehe, so glaube ich eine himmlische Erscheinung vor mir zu haben, glaube einen reinen Geist zu erblicken, der von jeder menschlichen Gestalt frei ist."

„Sie werden also Niemand in der Welt lieben?" fragte Catharine zitternd.

„Mit eigentlicher Liebe werde ich nur sie lieben," sagte Abel; „allein ich fühle, daß ich Dich ebenfalls liebe!"

Catharine wurde nachdenkend; wenn auch diese Worte nicht so viel versprachen, wie sie gewünscht hatte, so verschafften sie ihr doch eine lebhafte Freude.

Dann unterbrach sie von Neuem das Schweigen, um Abel zu bitten, daß er zu Juliette's Hochzeit komme. Abel weigerte sich lange, aber Catharine bat so inständig, daß der Sohn des Chemikers endlich versprach, in das Dorf kommen zu wollen."

„Catharine," sagte er dann, „ich stelle indeß eine Bedingung; ich habe Dir noch nichts gegeben, was Dich an die brüderliche Freundschaft erinnerte, die ich gegen Dich fühle. Ich verlange daher, daß Du bei diesem Feste, bei welchem sich ein Jeder auf das Beste schmücken wird, die Glänzendste seiest. Komm also!" Damit nahm er sie bei der Hand und führte sie nach dem Steine. Als Abel die gewöhnlichen Förmlichkeiten erfüllt und die Lampe gerieben hatte, welche er stets bei sich trug, erschien der schöne Genius, das Haupt mit stets frischen Blumen geschmückt, auf der Stelle.

Abel verlangte von ihm einen prachtvollen Schmuck für Catharine.

Der Genius brach einen Grashalm ab, der noch vom Thau befeuchtet war, und maß die schwellende Taille des jungen Mädchens, welches hoch dabei erröthete; dann versprach er, so schnell wie möglich den Befehlen seines Herrn zu gehorchen.

Die arme Catharine entfernte sich heiter und fröhlich, um Juliette diese Neuigkeit mitzutheilen.

„Er wird kommen," sagte sie zu ihr; „ohne Zweifel werden die Blicke Aller auf ihn gerichtet sein, aber ich allein werde seine Hand drücken können, ich allein kenne ihn. Ach! dieses Glück umfaßt Alles, ja, Alles, was ich vom Himmel erbitten kann!"

Einige Tage später, als Catharine eben bereit war, sich zu Bett zu legen, hörte sie einen großen Lärm auf dem Platze; sie öffnete ihr Fenster und erblickte einen Reiter, der auf ihr Haus zuritt. Der Reiter stieg vor Catharine's Thür ab und reichte ihr bei dem Scheine des Mondes einen Packen zu, auf welchem die Worte standen: „An Fräulein Catharine Grandvani."

Man kann sich leicht denken, daß Catharine die ganze Nacht nicht schlief, nachdem sie den Packen geöffnet und einen köstlichen Anzug in demselben gefunden hatte. Da gab es zunächst ein Kleid, welches mit weißer Seide gefuttert war, und außerhalb aus einem schönen gestickten Tüll bestand; eine Reihe falscher Perlen, die sie aber für echte hielt, bildeten einen Besatz um den Rock, und das Leibchen dieses köstlichen Kleides war von einer Eleganz, durch welche Catharine entzückt wurde. Der obere Theil der Aermel war

mit Perlenschnüren besetzt, welche um den Arm spielten, so wie auch um den Leib und auf der Brust Guirlanden von kleinen Perlen eingestickt waren. Ein goldener Kamm mit Perlen geschmückt, Schuhe von schwarzer Seide, weiße und sehr feine Handschuhe vervollständigten diesen Schmuck; endlich fand Catharine auch noch einen köstlichen Halsschmuck und Ohrglocken, die aus prachtvollen Körnern eines köstlichen Gagath gemacht waren. Diesen Putz, bei welchem nichts vergessen war, hatte offenbar die Hand einer Frau ausgewählt, denn die Feen sind Frauen. Die Fee hatte ohne Zweifel gedacht, daß nur ihre Haut von einer hinreichenden Weiße sei, um durch weiße Perlen nicht benachtheiligt zu werden. Der Halsschmuck Catharine's war daher von schwarzen Perlen gemacht, doch blieb es schwer zu entscheiden, ob das ein Spott oder eine Zartsinnigkeit sei, wie dem aber auch sein mochte, der Halsschmuck war das einzige, was Catharine anzuproben wagte; sie entblößte ihren schönen Hals, legte den schwarzen Perlenschmuck um und sprang vor Freude empor, sie klatschte in ihre Hände, als sie sah, wie ihre Alabasterhaut noch tausend Mal weißer erschien, seit sie durch das umgelegte Kleinod gehoben wurde.

Sie eilte an ihr Fenster und blickte in der Richtung nach dem Hügel in die Ferne, während ihr Herz tausend zärtliche Worte der Liebe an den angebeteten Abgott richtete; die säuselnden Weste übernahmen es ohne Zweifel, die Grüße an ihre Adresse zu bestellen.

„Was man auch sagen möge,“ sagte sie, als sie zu ihrem Spiegel zurückkehrte, „ein Mädchen bekommt durch Juwelen ein ganz anderes Aussehen! das giebt einen vornehmen Anstrich!“

Das unschuldige Kind, welches von einem sehr verzeihlichen Stolze ergriffen wurde und an die Wirkung dachte, die es bei Juliette's Hochzeit erregen würde, eilte zu Françoise, um diese zu erwecken, und bewunderte dann zum zweiten Male vor einem Spiegel den guten Geschmack ihres Putzes, über den sie sich doppelt freute, als sie das Staunen der Dienstmagd sah.

„Ach!“ sagte sie, als sie sich zu Bett gelegt hatte, „wer mir einen solchen Schmuck giebt, muß mich auch lieb haben.“

Der so sehr ersehnte Tag der Hochzeit zwischen Antoine und Juliette erschien. Man müßte das Talent besitzen, welches die Pinsel der holländischen Schule geleitet hat, um einen Begriff von dem Gemälde geben zu können, welches der Platz vor der Kirche darstellte.

Unter den dichtbelaubten Ulmen hatte man feinen Sand ausgebreitet und einen viereckigen Platz gebildet; an einem Ende desselben standen einige leere Fässer, mit Brettern überdeckt und dienten als Bühne für die beiden Minstrels des Dorfes, deren Geigen mit Bändern von allen Farben geschmückt waren. Um dieses einfache Orchester standen die Jünglinge und Jungfrauen im sonntäglichen Schmuck, indem sie jene unverstellte Heiterkeit zeigten, welche den Leuten eigen ist, die hinsichtlich ihrer Genüsse weder verwöhnt, noch abgestumpft sind. Es wurde getanzt, gelacht und getollt. Inmitten des Lärmens und des bunten Wirrwarrs herrschte ein Glück und eine Zufriedenheit, daß bei männiglich die Sehnsucht erweckt wurde, sich dazwischen zu mischen.

Um den Platz waren Tische aufgeschlagen, an denen die Greise in ihren Bratenröcken plauderten und kannegießerten,

während sie dabei tranken und Karte spielten. Einige standen aber auch aufrecht, hielten die Hände auf den Rücken und betrachteten den Jubel der Jugend, sich der eigenen jungen Jahre erinnernd und Bemerkungen über das Alter machend, welche halb traurig und halb scherzhaft waren. Ihre sonnengebräunten und von der Arbeit gerunzelten Gesichter zeigten sämmtlich ein Lächeln, und ihre abgenutzten Stimmen wiederholten noch die heitern Gesänge der Jugend.

Das glückliche Paar war noch nicht erschienen und Catharine fehlte ebenfalls. Catharine hatte sich nach der Messe ganz insgeheim angekleidet und war eben so insgeheim fortgeeilt, um ihren lieben Abel zu suchen. Nach dem ersten Tanze blickte man daher in der Straße entlang, und eine ernste Besorgniß zeigte sich in den Zügen der Hochzeitgäste, denen die Häupter des Festes noch fehlten; noch größer aber war die Neugierde, welche die Geister erregte, denn man hatte nicht vergessen, daß Juliette sich gerühmt hatte, sie werde bei ihrer Hochzeit ihren schönen Wohlthäter, den Sohn des Chemikers, sehen.

„Wird er mit seiner Lampe kommen?“ fragte ein junges Bauernmädchen.

„Er soll schön sein wie ein Engel des Himmels,“ sagte eine andere.

„Wissen Sie auch,“ sagte ein Meier zu einem seiner Collegen, „daß der dicke Mathurin noch nicht gewiß ist, ob er die schöne Pachtung der Frau Herzogin von Sommerset, dieser reichen englischen Dame, wieder bekommen wird, und daß es eine hübsche Sache wäre, wenn man ihr zwölftausend Franken für dieselbe böte? Wenn die Lampe, von der jetzt

so viel Redens gemacht wird, die Eigenschaft hätte, Pachtverträge zu unterzeichnen, so wäre das noch hübscher."

„Glaubst Du denn an solche Dummheiten?" fragte dagegen der andere Bauer.

In diesem Augenblicke liefen kleine Kinder in der Straße des Dorfes zusammen und verriethen ein solches Staunen, daß man glauben mußte, es sei etwas Außerordentliches vorgefallen; bald setzten sich die Kinder in Bewegung und liefen nach dem Platze zu, bald blieben sie stehen, blickten zurück und liefen dann wieder schweigend weiter, als wären sie sprachlos vor Staunen. Gleich darauf sah man Catharine in ihrem glänzenden Schmuck auf dem Platze erscheinen, von Antoine am Arme geleitet, während der Sohn des Chemikers die schöne Juliette geleitete; Antoine's Vater folgte achtungsvoll hinter Abel, denn ein Mann, welcher einem jungen Mädchen, das er zum ersten Male sieht und von dem er nichts erwartet, zwanzigtausend Franken zuwirft, war nicht zu verachten. Bei dem Anblick der beiden Paare wurde Alles still, und die Bauern stellten sich an beiden Seiten auf; es schien, als habe man nicht genug Augen, um Abel zu betrachten, durch dessen eigenthümlichen Anzug und seltene Schönheit alle Bauern in Staunen versetzt wurden. Besonders aber erschien die Lampe, die er an einem Bande um den Hals trug, weil sie das Kostbarste war, was er auf der Welt besaß und von seiner Perlenfee herrührte, besonders, sage ich, erschien diese Lampe den Bauern als eine Sonne, an deren Strahlen sich Jeder zu wärmen wünschte. Erst lange Zeit bedurfte es, bis sich diese erste Wuth der Neugierde legte, und nun ließ sich ein langes Murmeln in den

Reihen vernehmen, als man auch Catharine so schön und so strahlend erblickte.

Der Einnehmer ging an der Seite des Quartiermeisters, welcher bei dem Anblick von Catharine's prachtvoller Kleidung die Stirn runzelte und den Kopf auf eine eigenthümliche Weise schüttelte; der Einnehmer sagte zu einem seiner Freunde ziemlich laut, so daß der Kuirassier es hören konnte:

„Es ist doch eine schöne Sache, wenn man mit Hexenmeistern bekannt ist! das schenkt einem schöne Kleider. Da sehe nur einer Fräulein Catharine, wie die so artig die Lampe gerieben haben mag, denn man sagt ja, daß man sie reiben müsse, um das zu erlangen, was man will."

Der spöttische Ton dieser Worte setzte den Quartiermeister in Feuer und Flammen, und dieser wandte sich gegen den armen Einnehmer, indem er ihn auf eine Weise anblickte, daß derselbe auf der Stelle zum Schweigen gebracht wurde.

„Du altes Zahlenregister!" rief er ihm zu, „bei meinem Bancal (so nennen die französischen Kuirassiere ihre Schwerter), ich werde Dich auf der Stelle — Wenn ich noch ein Wort der Verleumdung gegen Catharine höre, so schneide ich dem, aus dessen Munde es kommt, die Ohren ab! Verstanden?"

Jacques Bontemps liebte Catharine, er liebte sie von ganzem Herzen, obgleich seine Rohheit mit einem so zarten Gefühle, wie die Liebe ist, unverträglich schien. Er wäre für Catharine mit derselben Kaltblütigkeit in den Tod gegangen, als hätte er es auf den Befehl seines Hauptmanns gethan.

Abel hatte sich an die Fässer gestellt, und daraus geht zur Genüge hervor, daß Catharine ebenfalls bei dieser Bühne des ländlichen Orchesters stand; Jacques Bontemps begab sich zu der Tochter des Maire; er blickte sie mit einer schmerzhaften Theilnahme an und sagte ihr, so daß es kein Anderer hörte, folgende Worte in das Ohr:

„Catharine, ich liebe Dich von meinem ganzen Herzen, und wenn Du Dich in einen Andern verlieben könntest, so würde ich Dich darum nichts desto weniger lieben; aber, mein Kind, die Eitelkeit wird Dich zu Grunde richten, diese schöne Kleidung verräth Dich und Jedermann spricht darüber; Du kannst für Andere die Schönste sein, für die aber, welche Dich lieben, wirst Du stets dieselbe bleiben, in welchem Aeußern man Dich auch erblicken möge. Wer hat Dir diesen Schmuck gegeben?“

„Die Lampe,“ sagte sie erröthend.

„Die Lampe!“ wiederholte der Kuirassier und schüttelte mit dem Kopfe; „ha! Catharine, Catharine, ich werde mich davon überzeugen!“

Das schöne Mädchen hörte diese letzten Worte nicht. Abels Gegenwart, der nur mit ihr sprach und neben ihr stehen blieb, hatte die arme Catharine fast trunken vor Glück gemacht: sie war heiter, lebendig, seelenvoll, und ihre verliebte Narrheit schien sich der ganzen Versammlung mitzutheilen.

Catharine lauschte in jedem Augenblick auf Abels Worte, prüfte seine Blicke und spielte mit seiner Lampe; Abel aber strich mit seinen Händen in seiner Unschuld über Catharine's Haupt und drückte ihr vor aller Augen die Hände, so daß Jeder Catharine's Glück beneidete und Niemand, nicht

einmal Grandvani, mit dem schönen jungen Manne zu sprechen wagte.

„Du bist heute recht schön, Catharine,“ sagte Abel zu ihr, aber Catharine lächelte und sagte zu Juliette: „Ich bin die Glücklichste, die jetzt auf der Erde weilt; er wird mich lieben.“

Nie hatte Catharine einen glücklichern Tag, nie schönere Stunden verlebt. Die einfachsten Vorfälle bei dieser Hochzeitsfeier prägten sich mit unauslöschlichen Zügen ihrem Gedächtniß ein.

Während sie tanzte, löste sich ihr schwarzes Perlenhalsband ab und fiel zu Abels Füßen nieder. Er hob es auf, hielt es lange in seinen Händen, streichelte es und freute sich über dasselbe. Catharine bemerkte nach beendigtem Tanz den Verlust ihres Halsschmuckes und suchte ihn; Abel aber verbarg ihn sogleich in seinen Busen und ließ sie einige Augenblicke in ihrer peinlichen Ungewißheit.

„Mein Halsschmuck!“ seufzte sie, während Alle denselben suchten; „er ist mir nur darum lieb, weil er von Ihnen kommt!“ sagte sie dann zu Abel, worauf ihn dieser aus seinem Busen zog, küßte und selbst um Catharine's Hals legte. Diese aber küßte ihn verstohlener Weise an derselben Stelle. Der Halsschmuck war von diesem Augenblick an ihr kostbarster Schatz.

Nach jedem Tanze eilte sie mit der Leichtigkeit und Freude eines jungen Rehes, das nach seinen heitern Spielen auf dem frischen Rasen zu der Mutter wiederkehrt, zu Abel zurück. Auch während des Tanzes blickte sie stets nach dem angebeteten Geliebten und wünschte stets das Ende

des Tanzes, um an seine Seite zurückeilen und seine Hände drücken zu können.

Catharine, bei der das Glück alle zarten Gefühle erhöhte, eilte bisweilen auch zu Jacques Bontemps, um aus Mitleid mit ihm zu scherzen, und der arme Kuirassier war zufrieden mit diesem Wiederschein des Glücks, so viel Anmuth und Gefallsucht entfaltete dabei Catharine. Kurz, sie erschien so reizend, daß alle Jungfrauen und Jünglinge, alle Frauen und Greise, mit einem Worte, das ganze Dorf sie bewunderte, und nicht etwa Neid fühlte, sondern jenes gemischte Gefühl, welches zwischen der Bewunderung und Eifersucht mitten inne liegt.

Dieses Fest war ihr Triumph, der schönste Tag ihres Lebens, und diese ganze himmlische Heiterkeit entsprang für sie aus der Gegenwart dessen, den sie liebte; sie betäubte sich hinsichtlich der Zukunft und genoß nur die Gegenwart, diese aber auch mit allem Feuer.

Während des Festes brachte man dem Quartiermeister einen Brief, welcher das Siegel des Finanzministeriums trug. Catharine stand neben Jacques, als ihm die wichtige Depesche übergeben wurde.

„Ach!“ sagte Catharine und ergriff den Brief, „Sie erzählen uns stets so viel von Ihrem Briefwechsel mit den Ministern; ich will nun wissen, wie solche Leute sprechen, oder wenigstens wie sie schreiben; geben Sie mir den Brief, Herr Jacques.“

„Nein, Catharine, nein,“ erwiederte der Kuirassier, welcher den Einnehmer herbeikommen sah, und befürchtete, daß dieses Schreiben vielleicht ungünstig sein könne.

„Wenn man Jemand liebt,“ antwortete Catharine, „so darf man keine Heimlichkeiten vor ihm haben.“ Mit diesen Worten entfloh der kleine Tollkopf an Abels Seite und machte Miene, den Brief zu entsiegeln.

„Nun gut, so schwören Sie mir, daß Sie mich heirathen wollen, wenn dieser Brief meine Ernennung erhält, oder mir Hoffnung zur Ernennung giebt.“

„Ihn heirathen!“ wiederholte Catharine, indem sie abwechselnd den Kuirassier, den Brief und Abel betrachtete. Alle Bauern stellten sich aber rund umher und warteten mit Ungeduld; Jacques war ziemlich besorgt, denn man konnte die Wahrheit hinsichtlich seines vorgeblichen Ansehens entdecken, und Catharine hielt sein Loos in ihren Händen.

Da blickte Catharine auf die Lampe und meinte, daß sie keine große Verpflichtung eingehe, „denn,“ dachte sie, „der Genius kann Alles machen und mich daher meines Versprechens entbinden, wenn Abel mich lieben sollte!“

Sie versprach daher in Gegenwart des ganzen Dorfes, daß sie den Kuirassier heirathen wollte, wenn ihm der Brief die Hoffnung gäbe, Einnehmer zu werden, und der Vater Grandvani verpflichtete sein Wort zugleich mit dem seiner Tochter.

Der Kuirassier verfärbte sich, als er den Umschlag zerrissen zur Erde fallen sah und Alles ringsum still wurde.

Abel schaute neugierig diesem Auftritte zu, ohne etwas von demselben begreifen zu können. Er hatte während der ganzen Festlichkeit jene Sorglosigkeit behauptet, die man durch die Schwermuth erhält, dachte nur an die Fee und kümmerte sich wenig um das Glück, welches sein Werk war.

Kaum hatte Catharine mit ihren Augen die ersten Zeilen überflogen, als sie den Brief zusammenlegte und an Jacques Bontemps zurückgab, der nun nebst allen Bauern der Ansicht war, daß Catharine seine Frau werden würde. Der Einnehmer seufzte, wurde aber bald wieder heiter, als er sah, daß die Züge des Kuirassiers sich plötzlich verdüsterten. Folgendes war der Inhalt des Briefes:

„Mein Herr, Seine Excellenz ist höchst entrüstet über die Art und Weise, wie Sie um seine Begünstigung angehalten haben, und Sie sind nur dadurch gegen die Wirkungen des Zorns Seiner Excellenz geschützt, daß sich der gnädige Herr an die von Ihnen geleisteten Dienste erinnert hat. Es ist ein schlechtes Mittel für einen alten Soldaten, durch Verleumdungen sein Ziel erlangen zu wollen; der Beamte, den Sie aus seiner Stellung zu vertreiben suchen, ist ein rechtschaffener Mann und hat stets seine Pflicht erfüllt; er hat noch nicht hinreichend lange genug gedient, um pensionirt zu werden, und der Styl ihrer Zuschrift hat überdieß Seiner Excellenz zu wenig gefallen, als daß Dieselbe bedacht sein sollte, für Sie anderweitig zu sorgen &c."

Jacques Bontemps war zu Boden geschmettert und bewunderte Catharine's Zartgefühl; als ihn aber Grandvani nach den empfangenen Neuigkeiten fragte, blieb ihm kein anderer Ausweg, als seine ganze Kühnheit zu Hilfe zu nehmen; er antwortete, daß Seine Excellenz ihm versprochen habe, ihn sofort zum Einnehmer ernennen zu wollen, wenn

man erst einen andern Posten für den gegenwärtigen Einnehmer gefunden habe.

„Ei! das wird keine Mühe kosten, Herr Bontemps," antwortete der Einnehmer; „dieser Tage ist der Einnehmer in L... gestorben, und ich werde Ihnen meine Einnahme mit Freuden abtreten, wenn man mir die dortige Einnehmerstelle giebt."

„Nun, wir werden sehen!" antwortete Bontemps mit der Wichtigkeit eines allmächtigen Ministers; „wir werden sehen — die Sache ließe sich machen."

Der Kuirassier wurde nachdenkend, blickte Abel und Catharine vor Wuth zitternd an, bemerkte plötzlich das Band, an welchem die Wunderlampe hing, und faßte den Plan, sich zum Herrn derselben zu machen.

„Wenn man durch diese Lampe," dachte er, „zwanzigtausend Franken, schöne Kleider und Geschmeide erhält, wenn sie so mächtig ist, wie man sagt, so wird mir der Genius wohl auch eine Stelle verschaffen können, sobald er in meinen Diensten ist."

Als nun das Ende des Festes nahe war, Abel aber davon sprach, daß er gehen wolle, weil sich die Nacht bereits eingestellt hatte, da schlüpfte Jacques hinter die Fässer, bewaffnete sich mit einer Scheere, schnitt das Band ab und ergriff den köstlichen Talisman.

Ehe Abel noch etwas bemerkt hatte, war der Kuirassier bereits fern, Besitzer des wundersamen Geräths und von der lebhaftesten Freude beseelt.

Juliette und Catharine geleiteten Abel bis an seine Hütte zurück; Caliban erwartete ihn mit der lebhaftesten Ungeduld.

Als sich Abel von den beiden jungen Mädchen trennte, küßte er dieselben mit jungfräulicher Unschuld, und als Catharine in ihr bescheidenes Kämmerchen zurückgekehrt war, warf sie sich auf die Kniee, dem Himmel für das Glück dieses Tages zu danken. Abels Kuß, so keusch er auch gewesen war, brannte noch immer auf ihren Lippen.

---

## 12. Abel im Reiche der Feen.

Der verschlagene Kuirassier wußte sich nicht vor Freude zu lassen, daß er die Lampe in seinem Besitz hatte; er vertraute einem seiner alten Kameraden das Geheimniß an und machte es mit dem Talisman während der halben Nacht eben so, wie La Fontaine's Seifensieder mit seinen hundert Thalern; er wußte nicht, wohin er den Schatz verbergen sollte. Der Kuirassier kannte die Förmlichkeiten nicht, die man erfüllen mußte, um den Genius der Lampe herbeizurufen; vergebens rieb er daher und rief, Niemand erschien. Jacques Bontemps mußte daher den Tag erwarten und nahm sich vor, Catharine über die Art und Weise zu befragen, wie man sich dieses Talismans bediente.

Der Soldat ging daher zu Catharine und kam in seinen Gesprächen nach tausend Abschweifungen auch auf den Sohn des Chemikers, stellte sich dann, als glaubte er nicht an die Macht der Lampe und ließ sich von Catharine genau beschreiben, was man zu thun habe, um den Genius herbei zu rufen. Bei einbrechender Nacht begab sich alsdann der Quartiermeister mit seinem Kameraden auf den Hügel, suchte

und fand den Stein, und ließ alsdann den Genius erscheinen, welcher ihnen seinen Hymnus des Gehorsams vorsang.

Der Kuirassier und der Husar blieben darauf mit offnem Munde und verwundert vor der Gruppe stehen, die sich ihren Blicken darbot; die Schönheit des allerliebsten Mädchens, von welchem sie mit Staunen angeblickt wurden, ließ sie vergessen, was sie wollten.

„Ich würde auf der Stelle die Lampe hingeben,“ sagte der Husar, „wenn ich nur einmal diesen kleinen Genius küssen könnte.“

„Was wollen Sie?“ fragte die sanfte Stimme des Genius.

„Ich verlange,“ sagte nun der Kuirassier, „daß Sie für Jacques Bontemps, ehemaligen Quartiermeister der Garde-Kuirassiere, die Stelle eines Einnehmers bei der Gemeinde B... erlangen, und, wenn es möglich ist, die Stelle eines Einnehmers zu L... für den gegenwärtigen Einnehmer von B..., denn man darf Niemand verletzen.“

Der Neger und der Genius blickten sich einander fragend an; der Afrikaner verschwand, kehrte dann aber schnell zurück, um aufzuschreiben, was Jacques verlangte. Als das geschehen war, bewegte der Genius seine goldene Schärpe und sagte:

„Bevor Ihr drei Mal den Schlaf genossen, bevor Ihr sechstausend Mal geathmet, drei Mal die Morgenröthe und drei Mal den Thau des Abends gesehen, soll Euer Wunsch erfüllt sein. Ich eile jetzt durch die Lüfte und schwebe durch den Himmel, und mein Herr soll zufrieden sein.“

Eine bläuliche Flamme zeigte sich jetzt in der Tiefe und Genius und Neger verschwanden, während sie die bei-

den Soldaten in der merkwürdigsten Ueberraschung zurückließen.

„Jacques,“ sagte der Husar, „das ist nicht schön, daß Du nur an Dich gedacht hast; konntest Du nicht auch etwas für mich erbitten? Ich würde Antoine's Schwester heirathen, wenn ich Vermögen hätte. Das Pachtgut der Frau Herzogin von Sommerset ist zu verpachten; verlange die Pachtung für mich! Der dicke Thomas will funfzehntausend Franken geben, siehe zu, daß die Herzogin mir dieselbe für zwölftausend Franken überläßt, dann kann ich Antoine's Schwester heirathen und ein reicher Mann werden.“

Jacques rieb die Lampe und rief den Genius, welcher mit derselben Unterwerfung erschien.

„Gehe zu der Herzogin von Sommerset,“ sagte der Kuirassier zu ihm; „sie soll ihre Pachtung an Jean Leblanc übergeben, ehemaligen Garde-Husaren, und zwar gegen ein Pachtgeld von zwölftausend Franken jährlich; so bald wie möglich soll uns der Pachtvertrag zur Unterzeichnung gebracht werden, und zwar nebst funfzig Flaschen Champagner, welche wir auf das Wohl der Herzogin, der schönsten Frau in der Welt, trinken wollen! Ueberdieß verlange ich, daß der Prozeß, welcher dem Maire der Gemeinde so schwer auf dem Herzen liegt, geendet werde. Nun gehe.“

„Bevor Ihr gekauft habt, was Ihr bei der Uebernahme der Pachtung Granges bedürft, sollt Ihr den Vertrag unterzeichnet erhalten!“ antwortete der Genius und verschwand.

„Das ist ein wahres Wunder!“ sagte der Kuirassier, „vorausgesetzt, daß man uns nicht etwa zum Narren hat.“

Sie versuchten, den Stein zu erheben, machten aber ver-

gebliche Bemühungen, um bei dem Scheine des Mondes die Mittel zu entdecken, durch welche dieser Wunderstein gehoben wurde; ihr Versuch gelang nicht und sie gingen, indem sie tausend Pläne entwarfen; der Kuirassier freute sich schon auf die Zeit, da er Einnehmer und Catharine's Gatte sein werde; der Husar dagegen dachte an seine Pachtung und an Suzette's Hand.

Sie gingen und sangen vor Freude; der neue Einnehmer dachte bereits sein Rundschreiben aus und der Pachter zählte seine Kühe und Schafe.

Während sie solchergestalt Luftschlösser bauten, war Abel in den größten Kummer versunken; er hatte seine liebe Lampe verloren, suchte sie überall und fand sie nicht. Unterstützt von Caliban ging er nach dem Dorfe, überzeugt, daß er sie unterwegs finden werde, wenn er sie verloren hätte, hätte aber Jemand sie gefunden, so rechneten die guten Seelen auf eine ehrliche Zurückgabe. Nie waren die Klagen eines Liebenden, der die Geliebte verloren, so schmerzhaft wie diejenigen, welche Abel ausstieß.

Auf der Hälfte des Weges begegneten sie der schönen Catharine, welche ein Lied der Liebe trällerte: „Was fehlt Dir, mein Abel?“ fragte sie furchtsam, indem sie stehen blieb und seine Hand ergriff; „Du bist traurig! O! sage mir die Ursache Deines Kummers; die Thränen, welche von einem Zweiten mitgeweint werden, verlieren an Bitterkeit, und ich würde mich glücklich fühlen, wolltest Du Deinen Kummer in mein Herz ausschütten.“

„Catharine,“ sagte er, „ich habe meine Lampe verloren.“

Da blieb die Tochter des Maire stehen und verstummte;

der Zustand ihres Herzens ließ sich nur mit einem finstern Zimmer vergleichen, in welches ein Strahl der Sonne fällt. Sie erinnerte sich an des Quartiermeisters neugierige Fragen und ein Licht ging ihr auf.

„Abel,“ sagte sie, „ich bin die Ursache Deiner Leiden, denn auf meine Bitte bist Du in das Thal gekommen; daher muß ich auch Alles thun, um Dir die Lampe wieder zu verschaffen, welche man Dir geraubt hat. Erwarte mich, hoffe, und in Kurzem wirst Du mich wieder sehen.“

Sie sprang über die Raine und durch die Dornenhecken, indem sie den kürzesten und schwierigsten Weg einschlug; sie fühlte sich tausend Mal behender, da sie für ihren lieben Abel lief. Caliban blickte ihr nach und befürchtete, sie in jedem Augenblick fallen zu sehen; aber die Liebe hielt sie aufrecht.

Sie eilte über die Wiese und kam in das Dorf. Geraden Wegs ging sie zu Bontemps, riß die Thür heftig auf und fand den Kuirassier nebst seinem Kameraden, welche Beide nachdenkend vor der Lampe saßen. Ehe noch Jacques eine Bewegung machen konnte, hatte sie den Schatz ihres lieben Abel ergriffen, warf einen niederschmetternden Blick auf Jacques und sagte zu diesem:

„Wie konnten Sie Juliette's Wohlthäter seines Talismans berauben! Er wäre beinahe vor Schmerz gestorben, der arme Junge!“

Während Jacques und Jean in ihrem Staunen keine Worte finden konnten, war Catharine schon wieder enteilt und lief dem Hügel entgegen. Die Bewohner des Dorfes, welche sie so schnell mit der Lampe laufen sahen, glaubten, daß der zauberische Talisman sie durch die Lüfte trage,

und eilten zu Grandvani, ihm zu sagen, daß seine Tochter von der Lampe davon geführt werde, wohin? das wisse Gott allein."

Keuchend kam sie an und schon vom Fuße des Hügels aus rief sie Abel zu:

„Abel, da ist sie! Beruhige Dich." Dann stieg sie die Höhe hinan und befand sich endlich neben ihm.

„Abel," rief sie aufgeregt aus, „Catharine hat das Leben genossen, wenn sie fähig gewesen ist, Dir einen Augenblick der Freude zu gewähren."

„Der Freude!" sagte Abel, „ach! ich verdanke Dir die höchste Wonne meines Lebens."

„Dann kann ich sterben!" sagte sie und richtete einen gefühlvollen Blick auf Abel; „nun möchte ich sterben!"

„Ist es nicht ein Geschenk meiner Fee?" sagte Abel und küßte seine Lampe.

Dieses Wort durchschnitt das Herz der armen Catharine, welche für einen Augenblick regungslos und schweigend da stand.

„Abel," sagte sie endlich, „erlaube Deiner kleinen Catharine, daß sie eins von Dir erbitte — aber —" fuhr sie dann fort, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen und ihn mit einem schmerzenvollen Blicke angesehen hatte, „versprich mir die Erfüllung meines Wunsches, bevor Du denselben kennst."

„Ich verspreche es Dir!" sagte er.

„Nun!" sagte die hübsche Bäuerin, „ich möchte Deine Fee sehen, ohne von ihr gesehen zu werden. Ich möchte wissen, ob sie so hübsch ist, so schön, daß kein Weib in der Welt mit ihr wetteifern kann."

„Ich werde versuchen, Deinen Wunsch zu erfüllen," sagte Abel, „und Du wirst Dich deshalb eine Nacht in dem Laboratorium verbergen müssen."

„Die Fee hat Dich also wohl recht lieb?" fragte Catharine.

„Ich begnüge mich damit, sie zu lieben," antwortete Abel, „und wage nicht zu hoffen, daß sie auch Gegenliebe für mich empfinde."

„Du wirst also glücklich werden, wenn Du ein übernatürliches Wesen liebst, von welchem Du nicht wieder geliebt wirst?" fragte Catharine.

Abel schwieg. Dieses Schweigen flößte einige Hoffnung in das Herz der kleinen Bäuerin, welche ihren Geliebten betrachtete und alsdann langsam nach Hause zurückkehrte. Sie setzte sich an die Seite ihres Vaters und erzählte ihm von der gestohlenen Lampe; dann träumte sie und seufzte, während ihr mehr als tausend Thränen in die Augen traten; unverwandt starrte sie vor sich hin und glaubte stets Abel zu sehen.

Einen Tag später ritt ein Courier in vollem Galop durch das Dorf und hielt vor der Thür des Quartiermeisters an, um diesem ein großes Schreiben zu geben, welches mit dem Siegel des Finanzministeriums verschlossen war. Jacques Bontemps öffnete das Schreiben schnell und fand seine Ernennung zum Einnehmer, so wie auch die Beförderung des gegenwärtigen Einnehmers zu der bessern Stelle in L...; ein königlicher Kabinetsbefehl beendete den Prozeß der Gemeinde, und ein viertes Schreiben enthielt die Versprechung der Herzogin von Sommerset, daß Jean Leblanc die Pachtung unter den gewünschten Bedingungen erhalten solle und die

Mittheilung, daß ein gewisser Notar bereits die Anweisung erhalten habe, an einem bestimmten Tage den Pachtvertrag aufzunehmen.

„Und der Champagner?“ fragte Jacques.

„Liegt schon in Eurem Keller!“ antwortete der Bote, bestieg das Pferd wieder und verschwand in vollem Galop.

Der Kuirassier war außer sich vor Staunen, begab sich aber dennoch sogleich in seinen Keller und fand wirklich die Flaschen, welche sorgsam auf Latten gelegt und so gut geordnet waren, daß man nicht zweifeln konnte, der Zauber sei kaum erst vollbracht. Triumphirend trat er bald darauf bei Grandvani ein, während der frühere Einnehmer und Jean Leblanc ihm folgten; er übergab den königlichen Kabinetsbefehl und bat um Catharine's Hand.

Bei dieser Bitte wurde das arme Kind bald blaß, bald roth, zitterte und fand für den Augenblick keine andere Auskunft, als um einige Tage Bedenkzeit zu bitten, die ihr auch zugestanden wurde.

Verlassen wir nun Jean Leblanc und Jacques Bontemps, die es bedauerten, daß sie nicht hunderttausend Livres Renten von dem Genius verlangt hatten; verlassen wir die Bauern, welche von Staunen und Verwunderung erfüllt bedauerten, daß der Pfarrer abwesend sei und ihnen daher nicht sagen konnte, ob man nicht eine Sünde begehe, wenn man an die Allmacht der Feen glaube; verlassen wir für einen Augenblick auch Catharine, so anziehend sie sein mag, und überlassen wir sie ihren Thränen und ihrer Trostlosigkeit, während rund um sie Alles voller Freude ist, um zu dem Sohne des Chemikers und zu der reizenden Perlenfee zurückzukehren.

Seit einigen Tagen hatte Abel die angebetete Fee nicht gesehen. Seine Schwermuth begann sich bereits auf den äußersten Grad zu steigern und Caliban beunruhigte sich schon, als er die Wangen seines jungen Herrn erbleichen sah, dessen Reden und Handlungen ihm oft an Wahnwitz zu streifen schienen.

„Ich kann nicht ohne sie leben," sagte Abel zu dem alten Diener. „Alles ist mir unerträglich. Ich habe einmal gelesen, das Leben sei ein Gastmahl! Ach! ich wünschte mir bei diesem Gastmahle nur ein Gericht, das ich aber nicht erreichen kann, während alle übrigen mich anwidern."

Es war Nacht und er lag in tiefem Schlafe; da fühlte er sich in seinem Schlafe schnell davon geführt; es schien ihm, als hätte er Flügel und flöge: er warf seine Arme um sich und glaubte in jedem Augenblick, daß er fallen werde. Endlich erwachte er während seiner peinlichen Gefühle. Da sah er sich an der Seite der reizenden Fee in einem luftigen Wagen; sie hatte ihn während seines Schlafes betrachtet und beim Erwachen begegnete er den strahlenden Augen der Perlenfee; unermüdliche Pferde führten den Wagen davon, dessen Schnelligkeit der einer Wolke glich, welche vom Sturme gepeitscht wird.

Abel war fast in den Armen der Fee, deren Athem ihn sogar berührte; wie wurde ihm aber nicht zu Muthe, als er erkannte, daß er mit seinem Kopfe an dem Busen dieses himmlischen Wesens geruht haben müsse.

Sie betrachtete ihn noch immer, ohne ein Wort zu sagen, allein aus ihren Augen strahlte eine feuchte Flamme, an welcher sich Abel mit Wollust berauschte.

„Wo bin ich?" fragte er endlich.

„Bei Ihrer Fee,“ antwortete sie mit einer bebenden Stimme, durch welche Abels Verlegenheit noch vermehrt wurde.

„Wohin fahren wir?“

„In das Reich der Feen; haben Sie nicht gewünscht, Zeuge der magischen Scenen zu sein, bei welchen die Feen, die Zauberer und die Genien zugegen sind? Mein Wagen führt Sie zu einer der glänzendsten Versammlungen derselben!“

„Wie!“ rief er aus, „ich werde sie von Angesicht zu Angesicht schauen?“

„Ja,“ antwortete die Fee, „aber unter einer Bedingung: Sie müssen die Augen schließen, so oft ich Ihnen solches befehle, denn Sie könnten das Gesicht verlieren, wenn Sie in gewissen Augenblicken von dem Glanze betroffen würden, der sich bei jener Versammlung zeigen wird.“

Abel versprach der Fee das, was sie verlangte, mit einem einfachen Kopfnicken, denn er war in eine unaussprechliche Verwunderung versunken, indem er die seltene Schönheit der Perlenfee anstaunte. Diese war mit einer Pracht gekleidet, durch welche sie noch mehr verschönert wurde, ohne daß jedoch dieser Glanz der sanften Milde geschadet hätte, deren Ausdruck in ihren liebevollen und zärtlichen Zügen lag.

Ihr Haupt war mit Blumen gekränzt und mit Früchten geschmückt, welche künstlich angebracht waren, die schwarzen Locken ihrer Haare rahmten ihre Stirn ein und spielten neben ihren Augen, so daß sie noch die Schlauheit ihres Blicks erhöhten und die Schönheit ihrer sammetweichen und sanft gefärbten Haut verdoppelten. Sie schwieg, aber die Blicke, welche sie auf Abel richtete, und die dem jungen

Manne zu sagen schienen, daß er nun ebenfalls sprechen möge und daß jedes Wort aus seinem Munde mit Entzücken von ihr aufgenommen werden würde, diese Blicke waren beredter als alle Worte. Die Gedanken Beider schwärmten während dieses köstlichen Schweigens wahrscheinlich in denselben Gefilden, denn sie hielten sich gegenseitig bei den Händen, drückten sich diese unwillkürlich, und Abel sagte in seiner anmuthigen Unschuld:

„Ich dulde! mein Herz ist mir zusammengeschnürt!“

„Haben Sie irgendwo Schmerzen?“ fragte die Fee.

„Nein,“ sagte er, „ich glaube im Gegentheil, daß ich zu glücklich bin.“

Die Fee erröthete und wandte ihre Augen ab, ohne zu antworten. Diesen Augenblick hat Abel nie wieder vergessen. Er fühlte sich jetzt kühn genug, um von seiner Liebe zu sprechen, aber eine unaussprechliche Furcht, eine unübersteigliche Scham ließ seine Sinne erstarren und fesselte seine Zunge.

So lange diese Reise dauerte, sprachen sie nur mit ihren Augen, und oft schwebte ein reizendes Lächeln über ihre Lippen, welches anzeigte, daß sie sich gegenseitig verständen. Giebt es etwas Köstlicheres als diese Sprache der Herzen, als diese sympathische Macht, welche ohne die unvollständige Hilfe der menschlichen Sprache uns errathen läßt, was der geliebte Gegenstand denkt, wünscht und will! In dieser reinen Region der Herzen, frei von den plumpen Gefühlen des Körpers, herrscht ein zarter Reiz, den keine menschliche Sprache wieder zu geben vermag, weil keine menschliche Sprache einen Begriff von einem Geheimniß hegen kann, welches man nur zu fühlen vermag. Es scheint, als ob in diesen

zu seltenen Augenblicken eine leichte Flamme von einem Herzen zu dem andern übergehe, um in diesem die Gedanken zu erleuchten und eine köstliche Frische, eine unsägliche Wonne zu verbreiten.

Abel und die Perlenfee genossen damals jene überirdische Wollust, und da diese beiden Wunder der Natur Seelen besaßen, welche ihrer körperlichen Vollendung würdig waren, so verstanden sie sich so vollkommen und so trefflich, daß gegen das Ende der Reise Abels Augen mehr und mehr an Ausdruck gewannen, die reizende Fee aber eine zarte und anmuthige Bewegung mit ihrem Fächer machen mußte, damit er seine schönen Lider mit den langen Wimpern senkte, während sie zu ihm sagte:

„Schweigen Sie, Abel!"

Als sie diese drei Worte gesagt hatte, die einzigen, welche seit einer Stunde ausgesprochen waren, da mußten sie sich gegenseitig ansehen und lachen.

„Ach!" sagte Abel, „ich kenne nichts Köstlicheres, als eine Liebe, welche inmitten der Pracht und des Luxus entsteht und wächst! Sie immer geschmückt zu sehen, die süßesten Düfte einzuathmen, von dem Zauber Ihrer Macht umgeben zu sein! Ach! das ist zu viel! Wenn ich nur Ihr Günstling sein soll, so will ich sterben!"

„Sie, sterben? Ach! bleiben Sie leben, Abel! bleiben Sie leben um meinetwillen!"

In diesem Augenblick legte sie ihre Hand auf Abels Augen und Abel hörte ein verworrenes Geräusch, eine Menge verschiedener Stimmen; noch eine Viertelstunde fuhren sie und hielten dann an; die Fee befahl ihm, die Augen wohl zu schließen, nahm ihn dann bei der Hand und geleitete ihn über

lange Gänge und hohe Treppen. Endlich gelangten sie an einen Ort, wo die Fee Abel sich setzen ließ und ihn erlaubte, seine Augen zu öffnen, aber nur sie anzublicken.

„Und wenn der Himmel offen stände, so würde ich doch nur Sie sehen können!“

Als er ausgesprochen hatte, begann eine berauschende Musik; die Fee schlug mit ihrer schönen Hand einen Vorhang zurück, der sich vor ihnen befand, und Abel war stumm vor Staunen, als er das magische Gemälde erschaute, welches sich vor seinen Blicken öffnete.

Ein großer Circus, geschmückt mit goldenen Säulen, mit Blumengewinden, Rosetten, Plinthen und andern Verzierungen von Gold, enthielt eine unzählbare Menge von Genien und Zauberern; der ganze Circus war schwarz von ihnen; rund umher erhoben sich Balkons, bedeckt mit Feen, von denen eine schöner war als die andere; sie erschienen Abel von lichtem Gewölk umflossen, denn zwischen je zwei Reihen von Feen leuchtete ein Kronleuchter von Diamanten, mit Wachskerzen besetzt, die einen wundersamen Glanz verbreiteten. Der Schmuck der Feen war so köstlich, daß eine mit der andern an Reichthum und Pracht zu wetteifern schien; sie lachten, plauderten und scherzten mit Zauberern und Genien, die hinter ihnen standen. Eine ungeheure leuchtende Sonne, mit Krystallen geschmückt, ergoß durch diesen prachtvollen Palast Ströme des Lichts.

Das tiefste Schweigen herrschte und Alle lauschten aufmerksam auf die reizende Musik; Abel glaubte, daß er im Himmel sei, und vermeinte die magischen Accorde der Engel zu hören. Er war tief aufgeregt und vermochte nur die Hand

seiner kleinen Fee zu drücken, welche sich mit unsäglicher Freude an seinem Staunen weidete.

„Verbergen Sie sich in diese Ecke," sagte sie zu ihm, „denn wenn die andern Feen die Gegenwart eines Sterblichen an meiner Seite bemerkten, so wäre ich verloren! Es hat mir so schon Mühe gemacht, Sie bis hierher zu bringen, obgleich Sie wie ein Genius gekleidet sind."

In der That trug Abel eine Tracht, welche vollkommen den schönsten Gewändern ähnlich war, die er an den Genien erblickte. Er wandte sich um, sah sich in einem Spiegel und bewunderte diesen Zauber, indem er sich selbst sah; vielleicht fühlte er eine gewisse Selbstbefriedigung, als er bemerkte, daß er schöner sei, als die meisten Genien, welche er erblickte.

Plötzlich hörte die Musik auf. Der Genius, welcher die Musik geleitet hatte, schwang seinen Zauberstab und pochte mit demselben, worauf plötzlich ein magisches Gemälde verschwand, welches bisher Abels Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und dagegen ein weit überraschenderes Schauspiel sichtbar wurde, welches ihn in einen Ocean neuer Wonnen versenkte.

Ein Palast, verschwenderisch geschmückt mit Säulen von Marmor und Porphyr, mit durchsichtigen Galerien und Verzierungen von wundersamer Pracht, erstand wie durch einen Zauber vor seinen Blicken; eine glänzende Menge von Feen und Genien, die prachtvoll bekleidet waren, und von denen ihn einige an den Genius der Lampe erinnerten, stimmten einen Freudengesang an, der ihm etwas zu grell an die Ohren schlug; allein die schöne Perlenfee sagte ihm, daß man selbst ein Genius sein müsse, um die ganze Harmonie

dieser Accorde zu begreifen, und daß dieser Gesang nur dem unsterblichen Haufen der Zauberer gefalle, während Menschen nichts von demselben verständen.

„Warten Sie ein wenig,“ fuhr sie fort, „und Sie werden sehen, wie die Genien von einer Art von Wahnsinn ergriffen werden, ihre Hände erheben und wüthend gegen einander schlagen; denn hier gehen Dinge vor, durch welche Sie im höchsten Grade überrascht werden müssen.“

In der That war kaum eine Viertelstunde vergangen, als ein solcher Lärm entstand, daß Abel gezwungen war, sich die Ohren zuzuhalten; indeß folgten Wunder auf Wunder: ein Palast verschwand und es erschienen dagegen Wälder, Felder und Hütten; aus einer Hütte wurde ein Garten, aus einem Garten ein Kerker, aus dem Kerker wieder ein Ort, der in das höchste Entzücken versetzte.

Er hatte nicht genug Augen und Ohren, um die Gesänge und die Musik zu hören, die Tänze der schönsten Feen zu sehen. Während diese magischen Bilder an ihm vorüberzogen, machte die Perlenfee scharfsinnige und geistreiche Bemerkungen, indem sie ihm die Gebräuche im Feenreiche erklärte.

„Die Genien, welche Sie hier versammelt sehen,“ sagte sie zu ihm, „haben ganz wundersame Gebräuche; man kann ihnen die Hand, die Finger, den Arm, die Schulter, den ganzen Körper berühren, nur nicht die Wange. — Sobald die Wange eines Genius von einem andern Genius nur auf die leichteste Weise berührt wird, so kann sie nur durch Blut wieder rein gewaschen werden; das ist eine von den Wunderlichkeiten, denen sich die Zauberer unterworfen haben. Dann besitzen sie noch ein Ding, welches sie Patriotismus

nennen, und welches darin besteht, daß sie sich selbst wegen ihres Muthes und Ruhmes beloben; es giebt keine größere Beleidigung, als wenn man den Muth anderer Genien=Völker anerkennt. Das ist noch nicht Alles; sehen Sie nicht gewisse Zauberer, welche ein rothes Band an ihrem Rocke tragen? Dieses Band ist eine ihrer größten Leidenschaften. Hängen Sie einen Knochen in ein Zimmer und führen Sie Hunde in das Zimmer, so werden diese unermüdlich nach dem Knochen springen; eben so machen es die Genien in Bezug auf das Band; sie erschöpfen alle ihre Kräfte, um ein Stück desselben zu erhaschen und sobald sie es haben, ist es ihnen gleichgültig. Sehen Sie nicht endlich Genien mit blendendem Weißzeug, mit saubern Röcken und ausgesuchten Juwelen? Ach! das ist es, was ihnen am meisten gefällt. Sie, Abel, Sie haben eine zarte, edle und stolze Seele, sind begabt mit Tugenden und Anmuth, schön wie ein Engel, und dennoch würde der letzte der Zauberer ihnen den Vorrang ablaufen, wären Sie nicht mit der Ausgesuchtheit gekleidet, wie Sie es jetzt sind. Unter andern Gebräuchen haben sie auch Genien, von denen sie sich die Kunst lehren lassen, wie man sich auf anständige Weise und nach gewissen Regeln gegenseitig ermordet. Wenn es endlich unter den Genien solche giebt, die eine wahrhaft geistige Ueberlegenheit besitzen, so achtet man auf dieselben nicht, so lange sie leben, feiert sie aber, wenn sie nicht mehr sind. Im Allgemeinen achten alle diese Genien kleine Dinge als groß, und große als klein; sie haben sogar Thiere, deren Unterhalt ihnen mehr kostet, als der Unterhalt von Menschen. Die Religion dieser Genien besteht darin, daß sie sich niederknieen, in einem Buche lesen, Hymnen anhören; allein Gutes zu thun, Unglück=

liche zu retten, sich selbst zu vergessen — ach! das vermögen nur wenige gute Genien, welche beides mit einander vereinigen, das heißt, den äußern Cultus mit dem innern Cultus, der im Gewissen liegt; die meisten kennen nur den äußern Cultus und glauben den Himmel zu gewinnen, wie man einen Thurm auf dem Schachbrett gewinnt, durch gewisse geschickte Berechnungen."

„Was Sie mir da sagen," antwortete Abel, „überrascht mich noch mehr, als das, was ich sehe."

„Ach!" antwortete sie, „Sie werden noch weit wunderbarere Dinge kennen lernen."

„Fahren Sie fort," sagte Abel, „ich höre Sie gern, denn für die Harmonie Ihrer Worte würde ich das ganze Orchester Ihrer Genien geben."

„Wir haben keine Zeit mehr zum Plaudern," antwoctete die Perlenfee, „denn das Fest wird bald zu Ende sein; sehen Sie," sagte sie und zeigte ihm eine Zauberin, welche jetzt auftrat; „blicken Sie aufmerksam hin."

Abel verwunderte sich über das Schauspiel, welches ihm die gab, die er unbedenklich die Tanzfee nennen zu dürfen glaubte. Als er sah, daß sie mit ihren Füßen kaum die Erde berührte, fragte er sich, ob nicht diese junge Fee vielmehr ein flüchtiger Schatten sei, ohne Körper. Allein dieser Wollust athmende Tanz war noch nichts in Vergleich zu dem stummen Mienenspiele der Fee und dem Ausdruck der Gefühle, welchen sie in die geringsten Bewegungen und Haltungen ihres geschmeidigen und leichten Körpers zu legen wußte. Sie beklagte einen theuren Geliebten, den das Loos der Schlachten unter den Anstrengungen der Feinde hatte erliegen lassen; jede Bewegung dieser wundersamen Fee schilderte

so treffend den Schmerz, daß ihre ganzen Leiden und ihr Kummer von denen mitgefühlt werden mußte, welche ihr zusahen. Endlich wurde sie wahnsinnig und Abel, der vor Schreck znsammenbebte, drückte krampfhaft die Hand der Perlensee; das unverdorbene Gefühl, welches er auf diese Weise darlegte, versetzte die Perlensee in eine außerordentliche Freude, denn sie genoß dadurch gewissermaßen die Erstlingsaufregungen seines jugendlichen Herzens. Sie freute sich über die Thränen, die er über dieses verstellte Unglück vergoß, weil sie an diesen Thränen Abels Herzensgüte in ihrem ganzen Umfange erkannte.

Als das wahnsinnige junge Mädchen nun einer ländlichen Hochzeit begegnete, durch die sie an die eigene Hochzeit erinnert wurde, und die Braut in die Farbe der Unschuld gekleidet sah, da deutete sie durch ihr Geberdenspiel an, daß auch sie in einer solchen Kleidung einst in die Kirche geführt sei; sie versetzte sich in die Zeiten ihres Glücks zurück und begann einen lebhaften und anmuthigen Tanz, der bisweilen durch einen plötzlichen Schreck unterbrochen wurde; diese Mischung von Wahnsinn und Freude, diese Erinnerungen an das Glück und an das Unglück, welche durch den bald lebhaftern, bald langsamern Tanz ausgedrückt wurden, entrissen Abel Ausrufungen des Schmerzes und der Bewunderung.

Während der Wahnsinn der jungen Frau auf die höchste Stufe gediehen war, erschien der Gatte, den sie für todt hielt, von der Seite; sie hielt ihn für die Erscheinung eines freundlichen Traumes, wagte nicht, sich ihm zu nähern, entschloß sich nur allmählich dazu, reckte schüchtern die Hand nach ihm aus, berührte ihn, lehnte sich dann an ihn, fühlte sein Herz schlagen, betrachtete ihn, sah zu viel Liebe aus seinen Augen leuch-

ten, als daß sie an seiner Wirklichkeit länger hätte zweifeln können, und ihre Vernunft erwachte nun im ganzen Umfange wieder. Thränen des Glücks rannen aus ihren Augen, sie wurde ohnmächtig und starb vor Freude.

In diesem Augenblick war die Fee genöthigt, Abel hinwegzuführen, denn er weinte so laut, daß die ganze Versammlung schon nach der Loge zu blicken begann.

„Schließen Sie die Augen!“ rief ihm die Fee zu und führte ihn hinweg.

Als Abel seine Besinnung wieder erlangt hatte, sah er sich von Neuem in dem Wagen der Fee.

„Wo fahren wir nun hin?“ fragte er.

„In meinen Palast,“ antwortete sie, „Sie werden dort einige Zeit an dem Leben der Feen Theil nehmen.“

Der Wagen fuhr bald darauf unter einen Thorweg, Abel und die Fee stiegen aus, und die schöne Zauberin geleitete ihren Schützling eine prachtvolle Treppe mit Marmorstufen hinan.

---

## 13. Abel bei der Perlenfee.

Bei dem Erscheinen der Fee öffneten prachtvoll gekleidete Sclaven achtungsvoll die Thüren der Zimmer, deren Pracht ein neuer Gegenstand der Bewunderung für Abel wurde, welcher in allen Zimmern stehen blieb, um die seltsamen Dinge zu betrachten, durch welche dieselben verschönert wurden.

Als sie in dem großen Empfangszimmer angekommen waren, nahm die Fee Abel bei der Hand und zeigte ihm auf dem Kamine eine bewundernswürdige Gruppe von Bronze, indem sie ihm bemerklich machte, wie man in dem Reiche der Feen die Zeit bezeichne und erkenne. Dann sagte sie zu ihm: „Es ist spät, Abel, folgen Sie diesem jungen Sklaven. Hier," fuhr sie darauf fort, „haben Sie die Freiheit, zu gehen, wohin Sie wollen, nur dürfen Sie meinen Palast nicht verlassen; nun leben Sie wohl." Damit verschwand sie.

Abel wurde in ein göttliches Zimmer geführt, welches fast eben so prachtvoll war, als das Perlen-Boudoir, aber einfacher. Kaum hatte er sich in ein Bett gelegt, welches blendend weiß war und aus Stoffen bestand, die weich

waren wie Seide, als sich zauberhafte Accorde hören ließen; eine langsame und sanfte Harmonie lud ihn zum Schlummer ein, und eingewiegt von dieser zauberischen Musik schloß er die Augen.

Alle Erscheinungen und Empfindungen waren in dieser Feennacht so schnell auf einander gefolgt, daß er von seiner Vernunft gar keinen Gebrauch hatte machen können. So schlief er denn auch jetzt ein, bevor er über das nachdenken konnte, was er gesehen hatte. Er vermochte nur zu genießen und theils in Folge der endlosen Gefühle, die ihn bestürmt hatten, theils auch in Folge des Nachtwachens, an welches er nicht gewöhnt war, schlief er so fest, daß er die Ueberzeugung gewann, man schlafe bei den Feen weit besser als bei irdischen Wesen.

Es giebt eine Erscheinung des Schlafes, welche Jeder kennen gelernt haben muß; ungeachtet des leidenden Zustandes und der augenblicklichen Erstarrung, in welcher sich unser Geist befindet, empfindet man oft eine Art von Vorahnung, die aus einem Instinkt zu entspringen scheint, welcher nie in uns schlummern möchte. Dieses Gefühl erweckt uns, weil es entweder um die Zeit ist, zu welcher man aufstehen muß, oder weil unsere Sinne ein leichtes Geräusch vernommen haben, obschon unsere Wahrnehmung eine undeutliche war; in Folge eines Instinkts dieser Art erwachte auch Abel am folgenden Morgen.

Er glaubte zu fühlen, daß seine liebe Perlenfee zugegen sei, öffnete die Augen und erblickte durch den Schleier jenes Halbschlummers, der uns des Morgens umfängt, das reizende Antlitz seiner Gönnerin. Diese neigte sich über eine Harfe und ihre schönen Finger irrten durch die klingenden

Saiten derselben, indem sie ihnen Töne entlockte, welche Abels Geist mit unaussprechlicher Freude erfüllten; eine reine Wollust schien ihn zu umgeben und von allen Seiten her auf ihn zuzuströmen.

Die Perlenfee freute sich über das Erwachen ihres lieben Abels, wie sich die Natur über die Rückkehr der Sonne freut. Die Fee hatte sich auf eine einfache Weise gekleidet, welche gegen die Pracht und den Reichthum ihres gestrigen Gewandes abstach. Ein Kleid von weißem Mousselin glich einem leichten Schleier, der über ihre reizenden Formen geworfen war.

„Nun, wie befinden Sie sich in dem Palaste einer Fee?“ fragte sie und setzte sich auf den Bettrand des jungen Mannes mit einer weniger verliebten, als mütterlichen Freiheit.

Ohne Abels Antwort zu erwarten, spielte und schäkerte sie mit ihm. Die Lebhaftigkeit ihrer Fragen und Antworten, die Weise, wie ihre stets heitere Unterhaltung tausend Gegenstände in einem Augenblick berührte, kurz, ihr ganzes Benehmen würde jeden Andern, als Abel, auf ein liebendes Herz haben schließen lassen, aber allerdings auf ein zu lebhaftes, als daß es hätte beständig sein sollen. Sie schien aus Abel einen Spielball, eine Belustigung zu machen; die Unschuld dieses Naturkindes, die Aufrichtigkeit seines Herzens setzte sie in Staunen, und sie glich in der That einer Göttin, die mit einem Sterblichen ihr Spiel treibt, aber doch bei ihrer Liebe keine der Freuden oder der Pflichten ihrer göttlichen Natur opfern möchte.

Abel war zu liebevoll und zu unerfahren, um sie auf diese Weise zu beurtheilen; er sah nur die tausend Artig-

keiten und die seltenen Vollkommenheiten dieses reizenden Wesens.

Bald verließ sie ihn, um ihm mit ihren Händen ein Mahl zu bereiten, zu welchem sie ihn dann abholte. Sie führte ihn nach einem Saale mit Marmorsäulen, ließ ihn auf einen Divan sich setzen und vor einen Tisch, der mit einer Menge von Gerichten und Dingen bedeckt war, die Abels Staunen erregten.

Er wagte die kostbaren Krystalle nicht anzufassen, die ihn umstanden, er fürchtete sich, das Tischtuch von blendender Weiße zu berühren und bewunderte das Silbergeschirr von getriebener Arbeit, welches ihm unbekannte Gerichte enthielt.

Seine liebe Fee saß an seiner Seite, nur ein purpurfarbiges Kissen trennte sie, und oft konnte er ihre Hand berühren, ihren Arm und die Gaze, welche denselben verhüllte; sie legte ihm vor und am meisten bezauberte ihn der Gebrauch des Feenreichs, daß sie Alles mit einander theilten und aus einem Glase tranken.

„Das ist ein alter Gebrauch," sagte sie zu ihm. „Wenn in den Ritterzeiten eine Dame ihren Ritter begünstigen wollte, so aß sie mit ihm von einem Teller und trank mit ihm aus einem Glase. Wir haben diesen Gebrauch jetzt abgeschafft, aber mit Unrecht wie mir scheint."

Auf solche Weise suchte die Fee die Schranken der Hochachtung niederzureißen, durch welche Abel von ihr getrennt wurde. Was diesen letztern betraf, so wagte er nicht, sich einer Freiheit zu überlassen, die er zu wünschen und zu begreifen begann; er sah stets die hohe und majestätische Fee, obgleich die Liebe einen unbeschreiblichen Zauber über diese

Scene warf. Nur das eine erlaubte er sich, daß er die Finger der Fee schüchtern berührte, wenn er ihr das Glas abnahm, und stellte sie sich dann erzürnt, so erröthete er. Schnell verschluckte er den Bissen im Munde und drückte seine glühenden Lippen an derselben Stelle an das Krystall, wo die Fee dieses berührt hatte; mit noch größerem Feuer verschlang er ihre Blicke und Worte. Mochten sich auch tausend Gedanken in seinem Geiste drängen, so wagte er doch nicht ein einziges Wort auszusprechen, denn es schien ihm, als läge sein ganzes Leben hinter dem klaren Krystall der Augen seiner Göttin.

Die arme Catharine, dieses so einfache und bescheidene Mädchen, mußte natürlich von Abel vergessen werden, während er bei der Perlenfee war. Obgleich ihn Catharine glühend liebte, so erinnerte er sich doch nicht mehr daran. Wenn es in der Welt von einem jeden Gefühle nur eine gewisse Menge giebt, von der ein Jeder seinen Antheil erhält, so hatte Catharine in ihrem Herzen die ganze Liebe der Natur und überdieß alle Einfachheit, alle Aufrichtigkeit, die man wünschen konnte; vermochte sie aber wie die Fee diese Pracht der Vollkommenheiten, diese Majestät, diese Größe und diesen verlockenden Zauber zu besitzen, welchen der Reichthum und die Macht gewähren? Auf der einen Seite erschien also die Liebe mit allen ihren Opfern, auf der andern Seite eben so viel Liebe für den Augenblick, eine weniger kindliche Weise, dieselbe darzulegen, aber jedenfalls mehr Anmuth; überdieß wurde die Fee geliebt oder vielmehr angebetet! Abels Liebe, verbunden mit der Liebe der Fee, verschönerte nun jedes Lächeln, jede Bewegung durch einen Reiz, den Catharine wohl bei Abel fand, den aber Abel nicht bei Catharine fand.

Gegen das Ende des Mahles war Abel bereits etwas freier geworden, lächelte seiner Fee zu, wagte, ihre Hand zu ergreifen, dieselbe zu drücken und zu küssen, aber nur verstohlener Weise und wenn sie nicht darauf zu achten schien, obgleich ihr diese Liebkosungen so unendlich süß waren.

So verstrich die ganze Zeit unter verliebten Narrheiten; die Fee besaß ein bewundernswürdiges Talent, um Abel fortwährend zu ergötzen, bald durch Reden, die von Geist übersprudelten, bald durch Gesänge, und dann wieder, indem sie zauberische Töne ihrer Harfe entlockte. Dennoch empfand Abel einen der größesten Schmerzen, die ein Mann empfinden kann.

In der That wuchs mit jedem Augenblick die Liebe in seinem Herzen, gleich den Gewässern bei einer Ueberschwemmung, wenn die Dämme gerissen sind. Seit seinem Eintritt in den Palast der Feen hatte er sich ihr zu Füßen werfen und seine Liebe ihr erklären wollen. In jedem Augenblick dachte er: „Jetzt werde ich sprechen!“ aber eine unbesiegliche Furcht, eine geheime Scham hielt ihn zurück, weil er entweder den Zorn seiner Fee scheute oder befürchtete, daß er doch nimmer würde aussprechen können, was er fühlte. Die Martern dieser Unentschiedenheit waren schrecklich für Abel, denn in jedem Augenblick stand er vor seiner Fee wie ein Spieler, der sein Vermögen auf das Spiel setzt und in einem Augenblick auf den höchsten Gipfel des Glücks oder im Grabe sein kann. Oft sprach er im Geiste Worte der Liebe aus, wollte er aber dieselben laut gegen seine Fee wiederholen, so hemmte ihn ein Blick, eine Bewegung, ein Wort. Die Fee schien selbst zu wissen, was in Abels Geiste vorgehe, und ein Spiel mit seinen Qualen zu treiben.

Erst des Abends bei dem Scheine der Kerzen, nachdem er die Fee in dem ganzen Glanze ihrer Schönheit betrachtet hatte, ergriff Abel ihre Hand, ohne vor ihr auf die Kniee zu fallen, überwand seine Furcht und sagte:

„Schöne Fee!“ Als er diese Worte mit dem Gedanken aussprach, denselben das ganze Gemälde seiner Gefühle folgen zu lassen, strömte all sein Blut nach dem Herzen und eine heftige Erschütterung ließ ihn erbeben. — „Schöne Fee, schon lange wollte ich mit Ihnen sprechen und wagte es nicht. Ich weiß nicht, was mein Herz gegen Sie fühlt. Nur so viel weiß ich, und nur das ist mir deutlich bewußt, daß ich Sie liebe. Ich schäme mich fast, Ihnen zu gestehen, daß ich Sie zu gleicher Zeit weniger und auch mehr liebe, als meine Mutter; ich liebe Sie weniger, denn ich fühle in mir eine stürmische Aufregung, wenn Sie mich ansehen, während der Blick meiner Mutter mich beruhigte. Wenn ich Sie aber sehe, dann zittere ich und bin erschüttert; ich hätte mein Leben für meine Mutter hingegeben, für Sie aber möchte ich tausend Mal das Leben opfern können. Dagegen küßte ich meine Mutter tausend Mal, während mir ein einziger Kuß auf Ihren Mund wie ein Verbrechen gegen Sie vorkommt; ich empfinde die Sehnsucht und wage sie nicht zu befriedigen. Mit einem Worte, ich dulde bei Ihnen Schmerzen, während ich ruhig und glücklich bei meiner Mutter war, und dennoch bin ich gern an Ihrer Seite; ich eilte auf die Stimme meiner Mutter herbei, die Ihrige durchbebt mich. Da ich nur die Liebe eines Vaters oder einer Mutter habe, um mir Rechenschaft von dem zu geben, was ich fühle, so scheint es mir, als wären Sie eine Mutter für mich, die ich von Herzen liebe. — Sie, die Sie allmächtig sind, Sie könnten mir

vielleicht die Welt voll Gedanken aus dem Kopfe nehmen, die mir überflüssig ist, und meiner Zärtlichkeit einen sanftern, reinern, weniger flüchtigen Ausdruck geben; denn oft fühle ich mich von einer Wuth durchbebt, die ich nur mit Mühe zurückhalte. Lassen Sie mich ein Wort hören! Ihre Lippen sind purpurn, sie führen mich in Versuchung und ich werfe mir jeden Gedanken vor, während Ihr Lächeln mich einzuladen scheint. —"

Bei diesem letzten Worte erhob sich die Fee; Abel wurde von einer schrecklichen Angst ergriffen und glaubte sie beleidigt zu haben; er sank auf seine Kniee und hielt sie bei ihrem Kleide zurück. Dann fuhr er fort:

„Ach! schöne Fee, lassen Sie mich sterben, wenn ich Ihnen mißfallen habe! Meine Rede, ich fühle es, ist Ihrer nicht würdig, da ich aber bisher nie geliebt habe und nur Sie liebe, so weiß ich nicht, wie man in Ihrem Reiche von der Liebe spricht; ich bin nur ein einfacher Sterblicher, aber obschon nur Sterblicher, so fühle ich doch so viel Liebe im Herzen, daß ich nicht daran verzweifle, mich Ihnen noch nähern zu können."

Thränen stürzten aus seinen Augen; er war reizend in seiner demüthigen Haltung; seine flehenden Blicke, welche durch seine Thränen leuchteten, erwarben ihm von Seiten der Fee das göttlichste Lächeln, welches je über menschliche Lippen, das heißt über Lippen von menschlicher Form geschwebt ist.

Sie richtete ihn auf, ohne ein Wort zu sagen, und geleitete ihn selbst nach dem Zimmer, welches sie in ihrem Palaste für ihn bestimmt hatte. Als er in dasselbe trat, reichte sie ihm ihre Hand und entschlüpfte dann, um ihre Aufregung gegen ihn zu verbergen.

Am folgenden Tage erwachte Abel am frühen Morgen

und sah noch immer das Lächeln, mit welchem die Fee seine Worte aufgenommen hatte. Er glaubte sogar gesehen zu haben, daß sie heimlich eine Thräne der Liebe abgetrocknet hatte. Er war überrascht, daß er nach dieser süßen Aufnahme die zauberische Musik nicht vernahm, welche am verwichenen Morgen sein Erwachen begleitet hatte. Er öffnete die Augen, um die Pracht des Ortes zu betrachten, an welchem er schlief — und sah das Laboratorium, die Retorten, die Oefen, den Schlot und den Staub. Der Gesang der Vögel in seinem Garten war die einzige Musik, welche sein Erwachen begleitete; Verzweiflung bemächtigte sich seines Herzens, er sah, daß er während seines Schlafes zu schöne Träume der Liebe geträumt hatte, und sein ganzes Glück nur das Werk seiner Einbildung gewesen sei. Er erinnerte sich, wie reizend und schön er die Fee gesehen hatte, und ging traurig in seinen Gedanken die Ereignisse der Nacht durch.

## 14. Wer die Perlenfee ist.

Abel kleidete sich an, und als er die Kleidung seines Traumes sah, begann er zu glauben, daß die vielfachen Gefühle, welche er empfunden hatte, doch wirkliche gewesen sein könnten, obgleich sich seine Erinnerungen in jenen Nebel hüllten, der die nächtlichen Trugbilder der Träume umgiebt. Er erblickte Caliban, welcher ihm entgegen kam; der gute alte Diener freute sich, seinen jungen Herrn wieder zu sehen, zog ihn dann vor die Hütte und zeigte ihm die arme Catharine, welche auf dem Steine saß, während sich der lebhafteste Schmerz in ihrer ganzen anmuthigen Haltung zeigte.

Abel näherte sich ihr; Catharine blickte zu ihm auf, stieß einen Schrei aus und stürzte sich weinend in die Arme des jungen Mannes.

„Seit drei Tagen," sagte sie, „bin ich an jedem Morgen gekommen, meine Sonne, mein Leben zu erwarten — aber nichts zerstreute die Nacht meines Herzens. Jedes Mal, wenn ich den Hügel heranstieg, dachte ich mir: „Jetzt wird er hier sein!" allein wenn ich dann wieder nach dem Dorfe zurückging, so war ich traurig, weil Du noch nicht da warest. Ach! wenn ich eine Feindin hätte und ihr etwas Böses wünschte,

so würde ich ihr nichts anderes wünschen, als drei Tage auf den warten zu müssen, den sie liebte!"

„Catharine! meine liebe Catharine!"

„Ach! lieber Abel, wie schön Sie sind. Ach! lassen Sie mich Sie betrachten!"

„Die Fee hat dieses Vorhemd genäht, sie hat die Blumen in diesen kostbaren Stoff gestickt."

„Die Fee, immer die Fee!"

„Ach! Catharine, sie liebt mich, ich bin davon überzeugt. Ich habe ihren Palast gesehen und das Reich der Feen — ich bin noch ganz betäubt davon."

Abel erzählte dann Catharine die Wunder, von denen er Zeuge gewesen, und die zarte Aufmerksamkeit der Fee, wie sie ihm Milch eingegossen habe, um eine göttliche Flüssigkeit zu mildern und zu färben, welche die Thätigkeit der Gedanken im Gehirn vermehre und die Liebe belebe &c.

„Ich würde dasselbe thun," sagte Catharine schmollend; „aber, Abel, ich beschwöre Dich, laß mich Zeugin von einer Erscheinung der Fee sein."

„Komm heute Abend," antwortete ihr Abel; „sie kommt, um die Lampe wieder zu holen, von der sie sagt, daß ich ihrer nun nicht mehr bedarf; denn, o Catharine! ich wage Dir meine Hoffnung nicht zu gestehen."

„Die Fee wird Dich heirathen?" fragte Catharine.

„Ich glaube es," antwortete er ihr; „doch weiß ich noch nicht, wie ein Mensch der Gatte einer Fee werden kann."

„Wirst Du glücklich sein, wenn Du Dich mit einer Frau verheirathest, die mächtiger ist als Du? Wenn sie Dich täuschte?"

„Unmöglich!“ rief Abel aus; „unmöglich! Nur Du kannst so etwas sagen, da Du ihr Lächeln nicht gesehen hast.“

Catharine blickte Abel an und konnte ihre Thränen nicht zurückhalten; dann eilte sie hinweg, nachdem sie versprochen hatte, daß sie am Abende dieses Tages zurückkehren werde.

In der That erschien sie bei anbrechender Nacht; sie war zugegen gewesen, als sich ihr guter alter Vater zur Ruhe begab und hatte seine sanften Verweise angehört. Es war nicht recht von ihr, wie er sagte, daß sie jetzt, da ihre Verheirathung nahe bevorstehe, so oft und allein auf dem Felde umherlaufe. Jacques Bontemps hätte sich schon darüber beklagt, versicherte der alte Maire.

Durch Liebkosungen und Küsse hatte sie indeß ihren Vater beruhigt. Dann machte sie Françoise zu ihrer Vertrauten, verließ ihr jungfräuliches Bett und eilte nach der Hütte auf dem Hügel, um die Fee zu sehen, besonders aber ihren Heißgeliebten.

Abel saß auf dem wurmstichigen Lehnstuhle, welcher die Wonne seiner Kindheit gewesen war, und stützte die Ellbogen auf den Tisch, auf welchem Caliban vordem seine Sämereien verlas, während er an seine Fee dachte. Die Lampe erhellte das Laboratorium.

Catharine gab Caliban ein Zeichen, schlüpfte leise durch die halb geöffnete Thür, schlich auf den Zehen zu Abel und begrüßte ihn mit einem Kuß.

„Ach! Du bist es, Catharine.“

„Ja,“ sagte sie, „ich erscheine, um die Fee zu sehen.“

Allein ihr göttliches Lächeln verrieth, daß alle ihre Gedanken nur auf Abel gerichtet waren.

„Wo sollen wir Dich verbergen?“ fragte er und blickte sich nach allen Seiten um. Endlich wurde Calibans Rath angenommen und der Entschluß gefaßt, den großen wurmstichigen Sessel zwischen die chemischen Oefen und den Herd zu stellen, damit Catharine sich in dem kleinen, auf diese Art abgeschlossenen Raume niederkauern könne; so oft die Fee dann seitwärts blickte, sollte sie hervorschauen.

Catharine zwang sich, ihren Kummer zu verbergen, und scherzte den ganzen Abend mit Abel; die Liebkosungen ihres Freundes gaben ihr jedes Mal Hoffnung, wenn sie mit ihm plauderte und spielte.

Endlich warf sich Abel auf sein Bett, Caliban zog sich zurück, die Perlenfee aber erschien um die Stunde der Mitternacht in ihrer glänzenden Tracht, schöner, liebreizender, denn je; sie durchschritt das Laboratorium, berührte mit ihren Händen Alles, dessen sich Abel bediente, sprach mit ihm und hörte auf seine Worte. Sie setzten sich auf das Bett und während nun die schöne Fee alle Anmuth und allen Zauber ihrer Koketterie entfaltete, erschien sie Catharinen wie eine Königin der Natur. Das arme Kind drückte in seinem Versteck das Taschentuch vor den Mund, um ihr Schluchzen zu ersticken, denn sie verzweifelte, daß sie je den Sieg über ein so reizendes Wesen davon tragen werde, wie die Perlenfee war.

„Ach!“ dachte sie, „warum hat die Sonne aller meiner Vorsicht ungeachtet die Weiße meiner Hände verdorben? Warum bin ich keine Fee? Ach! gewiß, das ist eine Fee!

denn wo wäre das irdische Weib, das einen solchen Geist, eine solche Anmuth besäße! Großer Gott! die Liebe selbst thront in ihren Augen! Was für ein Blick!“

„Abel,“ sagte die Fee, „in kurzer Zeit werden Sie erfahren, welchen Verpflichtungen ich mich unterwerfe, um Ihr Glück zu begründen. Sie werden mich nur noch als eine Sterbliche sehen, ich entsage um Ihretwillen dem Reiche der Feen und jeder Macht, die mit meinem Range verbunden ist.“

„Welchen schönern Beweis der Liebe vermöchte ich zu geben?“ dachte Catharine und überfluthete ihr Taschentuch mit ihren Thränen.

Abel war in das höchste Entzücken versetzt und bedeckte die Hände der Fee mit glühenden Küssen, während sie dazu lächelte; endlich (ein Dolchstoß für Catharine's Herz) drückte sie selbst auf Abels Lippen einen Kuß des Abschiedes, der den Sohn des Chemikers mit Wonne zu erfüllen schien. Die Fee, der man ihre Aufregung nicht weniger ansah, entschlüpfte dann schnell und nahm die Wunderlampe mit.

Abel wurde durch die gute Catharine in das Bewußtsein zurückgerufen; diese weinte heiße Thränen und ihr Kummer war ein so heftiger, daß Abel in seiner Verzweiflung nicht wußte, was er thun sollte, um Catharine's Schmerz zu beruhigen.

„Sie ist zu schön! Ja, Du mußt sie lieben. Du kannst gar nicht anders! Und ich — mir bleibt nichts weiter übrig, als daß ich sterbe. Du kennst die Geheimnisse Deines Vaters, gieb mir einen Trunk, der schnell mein Leben endet. Abel, ich fühle, daß ich ohne Dich nicht leben kann. Du bist

mehr für mich als ein Bruder. Ach! was wird aus mir werden?“

Abel verbrachte den Rest der Nacht damit, daß er Catharine zu beruhigen suchte, er konnte jedoch ihre Verzweiflung nur dadurch beruhigen, daß er sie täuschte und ihr zuschwor, er liebe sie zärtlich und sie würden immer beisammen sein.

Catharine antwortete, sie wisse wohl, daß er sie täusche, höre ihn aber gern so sprechen, und eingewiegt von einer Hoffnung, von der sie wußte, wie trügerisch sie wäre, trocknete sie ihre Thränen und schien ein wenig Ruhe wieder erlangt zu haben. Als der Morgen erschien, begann sie Vernunftgründe hervorzusuchen, faßte Muth, umarmte Abel und verließ dann seine Wohnung mit dem Entschluß, nie in dieselbe zurückzukehren.

Als sie die Hütte verließ, war sie in einer solchen Verzweiflung und so betrübt durch den Gedanken, daß sie nun Jacques Bontemps heirathen müsse, daß sie den Weg nach dem Walde einschlug. Sie schaute zu Boden und ging stets gerade aus, während sie von Zeit zu Zeit ihre Thränen abtrocknete.

Plötzlich bemerkte sie auf dem Wege Perlen, welche ihr andeuteten, daß die Perlenfenfee hier vorübergekommen sei. Als sie weiter um sich blickte, sah sie in dem Sande die frische Spur eines Wagens und die geringe Breite der Gleisen deutete auf eine schöne Kutsche; sie faßte den Entschluß, dem Wege zu folgen, welchen der Wagen der Fee genommen hätte, und ein Strahl der Hoffnung fiel in ihr Herz.

Sie ging lange, und als sie drei Viertheile des Waldes hinter sich hatte, dachte sie:

„Wenn die Fee zufällig nur eine Irdische wäre wie ich, so könnte ich einen Wettkampf der Liebe mit ihr eingehen, und ich liebe so heiß, daß ich sie vielleicht besiegte. Ist sie keine Fee, so hat sie Abel betrogen, und die Opfer, die sie ihm bringt, zu hoch angeschlagen; ich aber habe Abel nie betrogen.“

Nun ging Catharine von Muthmaßungen zu Plänen über und bemerkte die Länge des Weges nicht. Sie ging durch den ganzen Wald und die Spuren der Räder geleiteten sie zu einem prachtvollen Schlosse, welches von einem durch seine Pracht berühmten Park umgeben war. Malerische Aussichten, Wasserfälle, Seen und seltene Bäume schmückten diesen Park.

Sie erkannte auf der Stelle das Schloß, welches die Herzogin von Sommerset bewohnte, und es fiel ihr ein, daß vielleicht die Fee Niemand anders wäre, als diese junge Wittwe, welche durch ihren Geist und ihre Schönheit, noch mehr aber durch ihren Reichthum und ihre Wohlthätigkeit berühmt war.

Die Herzogin von Sommerset empfing Jedermann auf freundliche Weise. Catharine verlangte dieselbe zu sprechen und wurde ohne Schwierigkeit eingeführt.

Die Tochter des Maire zitterte an allen Gliedern, als sie durch die Höfe, über die Treppen und durch die Zimmer ging. In dem Hauptsalon war ein junges Kammermädchen, in welchem sie den Genius der Lampe wieder erkannte, und das ihr die Thür zu dem Boudoir öffnete, welches ihr von

Abel beschrieben war; sie warf ihre Augen auf die Herzogin, erkannte die Fee und wurde ohnmächtig.

Die Herzogin selbst wandte sogleich die üblichen Mittel an, und als die junge Bäuerin in das Bewußtsein zurückgekehrt war, richtete sie verschiedene Fragen an dieselbe, deren gütiger Ton zum Herzen ging.

„Ach! Madame,“ rief Catharine im Tone der Verzweiflung aus, „Ihre Reichthümer, Ihre Macht, nichts in der Welt vermag mich zu trösten!“

„Was fehlt Ihnen denn aber, mein Kind?“

„Ach! gnädige Frau, ich habe Sie gesehen, das reicht für mich hin; hinsichtlich alles Uebrigen muß ich das tiefste Schweigen behaupten. Man sagt, daß Sie gut und wohlthätig wären, das aber, was ich Ihnen sagen würde, müßte Ihr Glück in der Quelle vergiften. Leben Sie wohl, gnädige Frau, seien Sie glücklich! Und doch war ich es, die ihn zuerst sah! Er gehörte mir. O!“ fuhr sie dann fort und legte die Hand auf ihren Mund, „ich will mein Geheimniß behalten und mit ihm sterben.“

Die erstaunte Herzogin betrachtete gerührt das junge Bauernmädchen und beklagte es schon, ohne die Ursache der von ihm vergossenen Thränen zu kennen. Die einzige Gnade, welche Catharine verlangte, bestand darin, daß die Frau Herzogin sie in einer Kutsche nach dem Dorfe B... zurückfahren lasse.

Die Herzogin befahl, Catharine's Wunsch zu erfüllen und gab zu gleicher Zeit ihren Leuten geheime Befehle, sich nach dem Abenteuer zu erkundigen, welches das junge Mädchen auf das Schloß geführt habe.

Als man die glänzende Kutsche durch das Dorf fahren

und vor Grandvani's Hause anhalten sah, eilte fast die ganze Bevölkerung zusammen und sah Catharine halb todt aussteigen. Ihre Augen waren geröthet, die Wangen erbleicht, und man mußte ihr bei dem Aussteigen aus der Kutsche helfen, so schwach und krank war sie. Nicht mehr glich sie dem heitern, kräftigen und von Gesundheit strotzenden Mädchen, welches man noch Tags zuvor die Königin des Dorfs genannt hatte.

Auf der Schwelle der Mairie stand Jacques Bontemps mit gekreuzten Armen, fast wilden Blicken und dem Ausdruck des Kummers auf der Stirn.

Grandvani hatte die Abwesenheit seiner Tochter bemerkt und schon am frühen Morgen den neuen Einnehmer rufen lassen, um ihm den Schmerz zu erzählen, den er über dieses Ereigniß empfinde.

Der alte Soldat, der das hübsche Mädchen mehr als Vater, denn als Bräutigam liebte, hatte seine Klagen mit denen Grandvani's verbunden; als er aber Catharine in diesem Zustande aus der glänzenden Kutsche steigen sah, da durchbohrte ein unangenehmer Gedanke, den er zu verbannen nicht fähig war, sein Herz und er verfluchte bereits „den großen Herrn," welcher unter der Verkleidung und mit Hilfe der verstellten Unschuld eines einfachen A b e l, die Rose des Dorfes, die Perle des Thales, die schöne Catharine verführt habe; schon sann er auf Rache.

Catharine stürzte sich mit jener reizenden Kindlichkeit, welche nicht die geringste Anmuth ihres Charakters ausmachte, in die Arme des Quartiermeisters und vergoß einen Strom von Thränen; der Einnehmer fühlte bei diesem Anblick seine ganze Strenge schwinden, er hob Catharine

auf und trug sie zu dem erstaunten alten Vater, während auch Françoise sich zu der aufmerksamen Gruppe gesellte und auf das erste Wort des schönen Mädchens harrte.

Sie warf sich an die Brust ihres Vaters, um ihn zu umarmen, allein der Greis hielt zu sehr auf die Ehre, als daß er sie nicht auf eine so verächtliche Weise hätte zurückschieben sollen, daß Jacques selbst darüber seufzte.

Ein neuer Strom von Thränen stürzte aus Catharine's Augen, die alle ihre Kräfte zusammennahm, sich erhob und gehen wollte.

Sie warf auf Bontemps einen Blick des Unwillens und der Unschuld, während sie ihrem Vater durch ein Lächeln anzeigte, daß sie ihm verzeihe, denn dieses Lächeln war eins von jenen Arten des Lächelns, durch welche Unschuldige ungerechte Klagen beantworten.

Dieser Auftritt fand während des tiefsten Schweigens Statt; Jeder fühlte sich betheiligt.

„Ich komme von dem Schlosse der Herzogin von Somerset," sagte Catharine und setzte sich; „ich wurde durch Umstände dorthin geführt, die ich verschweigen muß. Niemand, der mich lieb hat, wird mich an diese Augenblicke des Kummers wieder erinnern."

Die schlaue Catharine sagte diese Worte mit unschuldiger Einfachheit und unnachahmlicher Offenherzigkeit, ohne ihren Aufenthalt in Abels Hütte zu erwähnen. Sie hatte durch ihre Worte die Wünsche des Kuirassiers und des Vaters Grandvani mehr als hinreichend befriedigt.

Das junge Mädchen sagte weiter nichts und der Schmerz seines Herzens verhinderte es, auch nur die Aufmerksamkeit ihres Verlobten zu bemerken, eine Aufmerksamkeit, welche

Grandvani mit Freuden sah. Bis hierher hatte Catharine Hoffnung gehabt, allein dieser Morgen hatte ihrer Liebe den Todesstoß gegeben, und die Hoffnung, diese schöne Blume, die man am Morgen des Lebens so sorgsam pflegt, war für sie in der Wurzel vertrocknet.

---

## 15. Briefwechsel.

Man wird gespannt sein, zu erfahren, warum die Herzogin von Sommerset zur Perlenfee wurde und auf welche Weise sie die Wunder vollbrachte, durch welche Abel in Staunen versetzt wurde. Um diese natürliche Neugierde zu befriedigen, darf man nur einen Blick in die folgenden Briefe werfen, welche aus einem Briefwechsel der Herzogin mit einer ihrer Freundinnen ausgewählt sind. Diese Briefe werden tausend Mal mehr über den wahren Charakter dieser Dame sagen, als Alles, was wir von derselben erzählen könnten, und werden zeigen, wie sie ein Herz, das tiefer Gefühle und selbst der Beständigkeit fähig war, mit einem seltenen Reichthum von Geist verband.

Die Herzogin war nach dem Tode des Herzogs von Sommerset nach Frankreich gekommen und hatte sich mit der Marquise von Stainville verschwestert, deren leichter, aber reizender und heiterer Charakter, deren Liebenswürdigkeit und geistreiche Anmuth ihr außerordentlich gefielen. An diese Freundin waren die folgenden Briefe gerichtet:

Die Herzogin von Sommerset an die Marquise von Stainville.

Schloß Joigny, den ....

„Sie beklagen sich, meine Liebe, über meinen langen ländlichen Aufenthalt, über mein Schweigen, über meine Unthätigkeit, und doch war nie eine Frau thätiger, als ich bin. Da ich Ihnen mein ganzes Leben mitgetheilt habe, so sehe ich nicht ein, warum ich Ihnen nicht unter dem Siegel des Geheimnisses, welches in Paris vierundzwanzig Stunden lang geachtet wird, auch das Abenteuer mittheilen sollte, welches mich in den Wäldern, zwölf Stunden von der Hauptstadt entfernt, zurückhält.“

„Es war von jeher die Narrheit meines Lebens und meine fixe Idee, um meiner selbst willen geliebt werden zu wollen. Vorlängst glaubte ich mein Ziel erreicht zu haben, aber der Herzog von Sommerset enttäuschte mich auf grausame Weise, indem er mir bewies, daß die Ehrsucht, die Eigenliebe, die verletzte Eitelkeit nicht einmal der Liebe verzeihe. Ihr Französinnen, die man durch ein geistreiches Wort, durch das Verdienst eines schönen Fußes gewinnt, die Ihr häufiger mit dem Kopfe liebt, als mit dem Herzen, Ihr werdet nie begreifen (ich spreche im Allgemeinen, denn gewiß giebt es Ausnahmen), wie grausam die Unthätigkeit für ein Herz ist, welches wieder die Gefallsucht, noch die kleinen Triumphe der Eigenliebe, noch die Bälle und Feste der Welt zu zerstreuen vermögen, das sich vielmehr nur nach dem einen Glück sehnt, zu lieben und geliebt zu werden.“

„Seit dem Tode des Lord Sommerset und sogar schon früher war mein Herz leer und ich lebte nicht mehr; das Dasein war für mich ohne Reiz. Was ist auch das Leben eines Weibes? Ein ununterbrochenes Bedürfniß nach Liebe;

es muß beständig durch das Glück eines angebeteten Wesens beschäftigt werden; es liegt in uns ein Schatz von Gefühlen, die wir mit jedem Augenblick auf ein Wesen ausgießen müssen, welches von uns verschieden ist."

„In den Kirchen sieht man an den Festtagen Kinder, welche Körbe mit Rosen tragen und nur damit beschäftigt sind, Blumen auf den Pfad zu streuen, über welchen das Allerheiligste getragen werden soll: keine andere Aufgabe hat das Weib für sein Leben. Wir sind vergebens stolz darauf, daß wir als Königinnen erscheinen: blicken wir aufrichtig in das Innerste unseres Herzens, so werden wir Gehorsam, Furcht und Knechtschaft erblicken und einsehen, daß wir nur für unser Allerheiligstes, unsere Gatten, da sind! Um zu lieben, muß man an die Vollendung glauben und diese bei dem angebeteten Wesen finden: dieses Wesen ist ein irdischer Gott, und die Liebe eine irdische Religion; nun können wir aber nur die Sklavinnen eines Mannes sein, den wir in dem angegebenen Lichte erblicken. Hören Sie, liebe Freundin, ich bin Engländerin und folglich Freundin der Schwärmerei und überschwänklicher Gefühle. Was ich Ihnen schreibe, kommt aus meinem Herzen; ich finde das Glück in einem Lächeln des Wesens, welches ich liebe; ein Wort von ihm erhebt mich in den Himmel, und ich warte auf dieses Lächeln, auf dieses Wort, wie ein Araber der Wüste auf einen Regentropfen."

„Diese süße Beschäftigung, daß ich stets suche, einem angebeteten Wesen das Leben zu verschönern, bildet mein höchstes Glück. Welche Freude, in ein anderes Herz das seinige auszuschütten, die Leiden, Schmerzen und Wonnen eines Andern zu theilen! Dazu sind wir geboren, denn wir haben

einen Sinn mehr als die Männer, und dieser Sinn des Instinkts ist es, der uns antreibt, den Männern zu gefallen; kurz, liebe Freundin, ich weiß nicht, wie es gewisse Frauen anfangen, daß sie die Glut der Liebe ersticken, die wir gleich einer göttlichen Flamme unterhalten sollten."

„Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich hier ein Wesen gefunden habe, an welches ich alle diese Gefühle, alle diese Gedanken knüpfe, werden Sie sich dann noch wundern, daß ich so lange auf dem Lande bleibe? Die Geschichte war anfangs ein Scherz, ist aber jetzt im höchsten Grade ernsthaft geworden, so daß es sich sogar um eine Heirath handelt."

„Der Pfarrer eines benachbarten Dorfes stattete mir einen Besuch ab. Ich behielt ihn bei mir zu Tische und beim Nachtische erzählte er mir, daß in der Nähe seines Dorfes ein junger Narr wohne, der an das Dasein von Feen glaube, keinen Begriff von der Welt habe und nie aus seiner Hütte gekommen sei."

„Da kam mir der Gedanke in den Sinn, mit diesem Jünglinge einen Scherz zu treiben und in seinen Augen für eine Fee zu gelten. Nachdem ich tausend und aber tausend Erkundigungen eingezogen hatte, und bei Nacht um seine Hütte gegangen war, bemerkte ich einen Schlot, welcher breit genug war, so daß man in demselben hinabsteigen konnte. Nun ließ ich mir eine Kleidung machen, die zu meiner Rolle paßte, vergaß auch meinen Zauberstab nicht und begab mich während einer Nacht auf den Weg, wenn auch nicht in einem von Drachen gezogenen Wagen, aber doch in meiner Kutsche. Ich ließ dieselbe am Saume des Waldes halten und dann mich aus Furcht vor dem Regen in einem Tragsessel bis an die Hütte bringen. Nun denken Sie sich, meine Liebe, daß

ich bei den Tönen einer köstlichen Musik als Fee erschien! In der abscheulichen Hütte traf ich den schönsten Jüngling, den man nur sehen kann. Sein erster Blick überzeugte mich, daß ich meinen Meister gefunden hatte. Ich hatte einen heitern Scherz, eine Belustigung beabsichtigt, und fand die ernstlichste Liebe. Ich wollte bezaubern und wurde selbst bezaubert."

„Es giebt keine Narrheiten, die ich nicht begangen hätte; ich habe dem jungen Manne ein köstliches Fest veranstaltet, mit Illumination, Musik rc. Man hat geglaubt, das Fest gelte dem Lord B..., aber ich allein und meine Leute, welche ein unverbrüchliches Schweigen behaupten, wir kennen den wahren Held des Festes, den ich den härtesten Prüfungen unterworfen habe. In Folge eines für meine Pläne günstigen Zufalls ist die Wasserleitung, welche ehedem das Wasser in meinen Park führte, ungemein groß, denn das Schloß, welches ich gekauft habe, wurde von dem Herzoge von C... gebaut, der es vor der Revolution besaß und ungeheure Summen verschwendete, um den schönen künstlichen Fluß zu schaffen, welcher den hauptsächlichsten Reiz dieses wonnigen Landsitzes bildet; die unterirdischen Wasserleitungen sind von Backsteinen erbaut und so groß, daß mehre Personen aufrecht in demselben gehen können. Man ist gezwungen gewesen, diese Art unterirdischer Gewölbe auf solche Weise zu erbauen, und zwar wegen der Natur des Wassers, welches ehedem hindurchfloß, und das ich, wie ich hoffe, wieder hinleiten werde. Dieses Wasser führt nämlich viel Sand mit, und um zu vermeiden, daß sich der Kanal nicht verstopfe, so wie auch, um die Reinigung desselben zu erleichtern, ist die Leitung in solchen fast römischen Verhältnissen ange-

legt. Besonders die Brunnenstuben sind sehr groß und bilden unterirdische Säle, die man von Entfernung zu Entfernung findet. Als ich den Plan der Wasserleitung zu Rathe zog, fand ich, daß eine jener Brunnenstuben nicht weit von der Hütte war, welche mein Zauberer bewohnt. Nun ließ ich so schnell wie möglich das Gewölbe reinigen und durch dasselbe den Geliebten zu meinem Feste kommen, indem ich ihn aber vorher durch einige Possen mit der Zauberlaterne foppte. Das Boudoir, welches Sie so sehr bewunderten, ist einzig für ihn hergestellt; als er mich nämlich mit Perlen bedeckt sah, nannte er mich die Perlenfee, und ich wollte, wie Sie sich denken können, meine Würde aufrecht erhalten, weßhalb ich Wunder in das Leben rief. Ich bekleidete überdieß einen meiner Leute mit der Kleidung seines Vaters; die Stellen, an denen dieselbe abgenutzt war, verriethen mir seine Haltung und die Art, wie er bei seinen Arbeiten saß; so konnte ich ihm in einem Spiegel den seit langer Zeit gestorbenen Vater zeigen."

„Nun fiel ihm ein, daß meine Nachtlampe ein Talisman sei; ich kleidete daher meine Kammerjungfer als Genius und sie spielte ihre Rolle auf wunderschöne Weise, ich ließ sie Shakespeare's Sturm lesen und sie faßte die Rolle des Ariel sehr gut auf. Wegen der Wasser war eine Maschine angebracht, und so oft er pochte, wurde der Genius von der Maschine gehoben und befriedigte seine Wünsche. Alles hatte ich herbeitragen lassen, was er wünschen konnte, und überdieß sind Stationen im Walde errichtet, so daß man mich in einer Minute von Allem benachrichtigen kann; eben solche Stationen sind auf der Straße nach Paris errichtet, und in diesem Mittelpunkte der französischen Civilisation erhalte ich

für schweres Gold schnell Alles, was er gewünscht hat. Meine Leute haben den Befehl, in Allem zu geborchen, was der Besitzer der Lampe verlangt, und ich habe mich von deren Treue und Verschwiegenheit überzeugt."

„Vor vierzehn Tagen hat er mich alle Ministerien durchlaufen lassen, um Stellen auszumachen; glücklicher Weise war mir das Ansehen des Lord B... sehr förderlich, und im Nu habe ich Alles erlangt."

„Mein höchstes Glück ist es aber, daß er mich eben so sehr und vielleicht noch mehr liebt, als ich ihn liebe. Er besitzt das reinste und liebevollste Herz bei einer engelgleichen Schönheit; sein Blick ist himmlisch, kurz, er ist so bescheiden, so zärtlich, daß er das Ideal verwirklicht, welches sich meine Einbildungskraft entworfen hatte. Er ist eine jener glücklichen Creaturen der Liebe und des Glücks, eine jener Blumen, die man selten auf der Erde antrifft, und es bedurfte der wunderlichen Umstände, welche bis jetzt sein Leben umgeben haben, um einen Mann zu dieser Vollendung der Natur zu bringen; ach! er ist ein lebendiger Beweis des Grundsatzes, welcher die dem Menschen angeborene Güte und Schönheit rechtfertigt. Alle edlen Gefühle vereinigen sich in der Blüthe seines Herzens, in welchem nichts Böses keimt: wie sollte man ein solches Wesen nicht lieben und anbeten? Daher habe ich mein ganzes Leben an diesen lieben Abel geknüpft, denn Abel ist sein Name und bezeichnet treffend seine Aehnlichkeit mit jenem ersten Gerechten auf dieser Erde. Glauben Sie nach dem, was ich Ihnen sagte, nicht etwa, daß er von einer lächerlichen Albernheit sei; er ist schlau und geistreich, seine Rede ist blühend, nach Weise der Morgenländer, nur mit dem Unterschiede, daß er sich oft kräftig und

bündig ausdrückt wie jeder Naturmensch, der nur seine Gedanken ausspricht.“

„Begreifen Sie nun, wie man in den Wäldern bleiben kann? Aber, liebe Freundin, ich hege eine Furcht und wende mich deßhalb an Sie; ich befürchte, daß ganz Paris über mich spotten möchte, wenn ich ihn heirathe. Was wird man sagen, wenn die Herzogin von Sommerset einen Herrn Abel heirathet, einen jungen Mann ohne Vermögen und Erziehung! Es ist wahr, daß er bald so viel lernen wird, wie ich von ihm verlange. Ich darf ihm nur griechische und lateinische Bücher geben und ihm sagen, daß er die Sprache der Genien erlernen müsse, so wird er sie aus Liebe zu mir sehr schnell lernen! Was kümmert sich aber eine Frau von meinem Range, die nur für ihn leben will, die nicht leiden wird, daß andere Wesen ihm nahen, um das Griechische und Lateinische? Ja, ich will, daß sein Leben ein ewiger Zauber sei, ich will mich seinem Glücke opfern, will eine Schranke zwischen ihm und der Welt errichten, daß er wie in einem Heiligthum lebe, zu welchem ich den Zutritt einem Jeden verweigern werde, der Schmerzen oder Leiden veranlassen könnte, aber dabei dennoch mich bestreben, daß diese ewige Feeerei frei von Eintönigkeit bleibe. Die göttliche Melancholie, die Wohlthätigkeit, die Thränen über fremdes Unglück werden aus unserem Tempel nicht verbannt werden, denn ich finde, daß sein Herz schon bedeutend größer geworden ist, seit er solche Thränen geweint hat. Ich werde mich nicht einmal auf meine Liebe und auf die Mannichfaltigkeit meiner Gefühle verlassen, um die Langeweile, die Erschöpfung und die andern Harpyen des Lebens zu vermeiden; stille Studien, die Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften soll mit den

berauschenden Freuden der Welt, das Leben auf dem Lande mit dem in der Stadt abwechseln, so wie in der Natur der Herbst auf den Sommer, der Frühling auf den Winter folgt."

„Gewiß! ich werde ihn heirathen, denn ich fühle mich seiner würdig; er hat mich seine Fee genannt, ich will das immer bleiben und stets ihn mit meiner Zärtlichkeit und den Beweisen meines Dankes überschütten. Welch' ein Leben! welch' ein Glück! Ha! seine Liebe macht mich zu dem glücklichsten aller Weiber; es giebt auf der Erde keine Freude, die ich mit der meinigen vergleichen könnte; sie kommt aus dem Himmel."

„Noch ermuthigt mich bei meiner beabsichtigten Verheirathung, daß man zehn Tage nach deren Vollziehung in Paris nicht mehr von derselben sprechen wird; Ihr habt nur eine gewisse Dosis Aufmerksamkeit, und wenn man von dem Falle eines großen Kaiserreichs nur sechs Tage gesprochen hat, so sehe ich nicht ein, warum man sich über meine Verbindung länger als zwei Nächte unterhalten sollte."

„Ich bin so närrisch, daß ich Abel nicht einmal zu enttäuschen wage, und ich sehe, daß es ihn glücklich macht, mich für eine Fee zu halten. Leben Sie wohl, ich erwarte Ihre Antwort ꝛc."

Brief der Frau von Stainville.

„Einer von unsern Dichtern, ich weiß aber nicht mehr welcher, hat folgende Verse geschrieben:

. . . . . . Verheirathet Euch recht bald;
Morgen, wenn es geht, heute, muß es sein.

Ich weiß nicht, ob ich die Verse richtig niedergeschrieben habe, allein so wie sie hier stehen, bilden sie das schönste Recept,

welches je ein Arzt niedergeschrieben hat; es ist in einem heitern Stile abgefaßt, der Krankheit angemessen. Wie, Sie befürchten die Redereien? Was sollen die Pariser von einer der schönsten Engländerinnen sagen, wenn dieselbe funfzigtausend Pfund Sterling Rente hat? höchstens, daß sie einen köstlich originellen Streich gespielt hat. Ja, meine liebe Freundin, Sie könnten den Hut hinwegwerfen und barhaupt gehen, und es würde Mode werden."

„Ich möchte wohl wissen, ob es in Frankreich viele Wälder giebt, aus denen Ehemänner hervorwachsen, wie der Ihrige, denn ich sehe Sie bereits verheirathet. Schon habe ich nachgedacht, in was für einem Kleide ich auf Ihrer Hochzeit erscheinen werde; es soll ein göttliches Kleid sein, so anmuthig wie Ihre Art die Liebe zu betrachten, obgleich ich weiß, daß Sie uns Alle weit überstrahlen werden. Was mich übrigens betrifft, so schone ich meine Kniee vor allen Dingen und würde mich schämen, so in Beschauungen vor meinem Manne zu versinken; mag er in meinen Armen liegen, meinetwegen! ich werde versuchen, daß er in denselben weich liegt; aber ich vor ihm auf den Knieen! Pfui! Sie erniedrigen uns zu sehr, indem Sie die Männer so hoch stellen. Ich meines Theils denke, daß die Männer so gewissermaßen für uns da sind und daß ihr Leben sein Licht von uns erhalten muß; der Beweis, daß sie für uns da sind, liegt darin, daß wir Mütter sind und folglich die Herrinnen der Welt."

„Da ich auf sehr abgeschmackte Weise verheirathet bin und meinen Mann lieb habe, weil es einmal so Mode ist und man allenthalben sagt, der Geist unseres Jahrhunderts verlange das — übrigens ist er auch ein ganz braver Mann

und ich möchte ihm um dreißig Liebhaber willen keinen Kummer machen! — Nun, wohin bin ich denn mit meinem Satze gerathen? ach ja, ich sagte, daß ich sehr abgeschmackt verheirathet sei, weil ich zweiundzwanzig Jahr und Herr von Stainville neunundvierzig Jahr ist, weßhalb er siebenundfunfzig alt sein wird, wenn ich dreißig bin, vorausgesetzt, daß ich das Addiren seit meiner Schulzeit nicht verlernt habe. Nun können Sie sich denken, daß ich meine Empfindsamkeit nicht für einen Sechzigjährigen verschwenden werde, daß ich nicht geneigt sein kann, mein Leben an das seinige zu knüpfen, denn dann müßte ich sehr früh sterben; schade um das junge Leben! Wenn er eine Prise Tabak nimmt, so habe ich tausend Gedanken; steigt er auf der einen Seite in die Kutsche, so steige ich auf der andern hinaus. Wahrhaftig, die Zukunft erschreckt mich, und ich schätze Sie glücklich, wenn Sie einen schönen jungen Mann heirathen können, den Sie lieb haben. Indeß hat der arme Stainville seine guten Eigenschaften und ich liebe ihn; allein hören Sie mich an, denn ich werde Ihnen recht laut zuschreien, wenn ich Ihnen mein letztes Wort schreibe: Verheirathen Sie sich!"

„Hat Ihr Abel einen Schnauzbart? Reitet er gut? Kennt er Rossini und Lord Byron? Was hat er für Angewöhnungen? Neigt er den Kopf auf die Seite, geht er gerade oder wiegt er sich leicht beim Gehen? Sie haben mir noch keine Einzelnheiten über seine Person gegeben. Na! meine Liebe, da haben Sie aber die Französinnen furchtbar verleumdet, wenn Sie sagen, sie liebten mit dem Kopfe; denken Sie nur an Frau S..., Frau G... 2c., die so viele Liebhaber gehabt haben, und doch keinen Kopf, und berichtigen Sie danach Ihr Urtheil."

„Heute Abend geht es in die komische Oper, da denke ich alle Mal an Sie, wenn ich Ihre Loge leer sehe. Man fragt mich immer nach Ihnen, und ich sage dann zu Jedermann, daß Sie in die Provinz gegangen wären, damit Ihr Geist etwas mit Moos bewachse, weil Sie sonst ganz Paris durch Ihre Liebenswürdigkeit todt machten und sich nur noch durch Ihre Schönheit Feindschaften zuziehen wollten. Denken Sie an mich, meine Liebe, Sie werden viel in der Einsamkeit verlieren; kehren Sie schnell nach Paris zurück! sonst ist es mit Ihnen aus. Ich habe darüber nachgedacht, warum Sie mir schreiben, die Frauen müßten ihre Empfindsamkeit auf irgend etwas zurückstrahlen, und lache mich darüber halb todt, denn ich habe einen kleinen Affen, den ich seit vierzehn Tagen leidenschaftlich liebe; deßwegen werde ich auch stets meinen Mann lieb haben, weil ich so mitleidig gegen das arme Vieh bin. Ich gehöre zu dem Thierquälerei-Verhütungs-Vereine und werde deßhalb nie die eheliche Treue verletzen. Ach! ich bin eine tiefe Philosophin und habe nicht etwa seit funfzehn Jahren vergebens genäht, gestickt, mit Wasserfarben gemalt, auf dem Piano geklimpert und Lieder geträllert. Nun, adieu, liebe Freundin.“

„N. S. Die Klatschrosenfarbe ist jetzt beliebt, und schreibe ich Ihnen solches, damit Sie es wissen; Alles wäre verloren, wenn Abel Sie nicht in Klatschrosenfarbe sähe. O! was das für ein allerliebster Name ist Abel! Sind Sie glücklich, nun noch zärtliche Beiwörter hinzufügen zu können, wie zum Beispiel mein lieber Abel, mein süßer Abel! Das ist wieder ein Vortheil, den ich bei Stainville verloren habe; mein süßer Marc, mein lieber Marc! das paßt zusammen wie Seide und Flaus. Gott befohlen. Leb wohl,

liebe Jenny — Jenny! bald wird es heißen: Abel und Jenny.“

„Meine Nachschrift darf übrigens so kurz nicht abgemacht sein, denn ich würde mich sonst vor mir selbst schämen; man könnte glauben, und zwar Sie zuerst, ich wäre eine leichtsinnige Person, die nicht weiß, daß die Nachschrift gerade den Hauptgedanken des ganzen Briefes enthalten muß, gleich wie wir Menschen der Hauptgedanke Gottes sind, und zwar weil wir die Nachschrift der Schöpfung zu sein die Ehre haben. Nun, liebe Freundin meines Herzens, erlauben Sie, daß ich Ihnen noch zu rechter Zeit sage, daß Sie mit Ihren großen, schwarzen, feuchten und lang gespaltenen Augen, mit Ihrem Aussehen einer Königin, mit Ihrem Wuchse einer Sylphide, mit Ihrer geistreichen Lehre von der Sklaverei der Liebe eben nicht mehr werth sind, als jede Andere, und daß Ihre Demuth gegen den Ehemann Sie nicht verhindern wird, dem Strome zu folgen, alle Blumen zu lieben, die an Ihrem Wege stehen und sie anzuriechen, ohne ihren Geruch schlecht zu finden. Ei! ich glaube gar, ich mache in meiner Nachschrift noch Stylübungen; da bleibt mir nur noch übrig, daß ich dieselben in eine logische Ordnung bringe, und ich bin eine verlorene Frau. Warum sollte ich aber auch nicht einmal in meinem Leben vernünftig sprechen? Wollen Sie denn aber, daß ich beweise, wie richtig meine Meinung von Ihnen ist? Da habe ich Ihren Brief, liebe Jenny, und sehe, daß Sie eine wüthende Furcht vor dem haben, was man von Ihrer Heirath mit Abel sagen wird. Wenn ich je einem Manne begegne, dessen Anblick in mir jene Narrheit erweckt, welche man Liebe nennt, so würde es mir nicht nur gleich sein, ob ich für ihn sterben müßte, sondern auch, ob ich entehrt durch

ihn sterben würde, was ich Ihnen hiermit nicht in der Nachschrift gesagt haben will, sondern ganz im Vertrauen, verstehen Sie wohl, Herzogin! verstehen Sie, hübsches, kleines Frauchen, die Sie sagen, Sie wären verliebt und sich doch durch einen Namen zurückschrecken lassen! Ich denke mir, daß Sie eines Tags noch verliebter sein werden und daß Sie sich hinsichtlich Ihrer Gefühle gegen Abel täuschen; aber basta! heirathen Sie immerhin, hinterher wollen wir das sehen! — Adieu."

Zweiter Brief der Herzogin von Sommerset an die Frau Marquise von Stainville.

„Ach! liebe Sophie, Sie haben mich erschreckt! Was! ich liebte Abel nicht? Verstehe ich Sie recht, so meinen Sie, daß mich die anziehenden Einzelnheiten dieses Abenteuers verführt haben und das Gefühl, welches sich meines ganzen Wesens bemächtigt hat, vorübergehen muß, ich aber dann das göttliche Herz unglücklich machen werde, welches ich anbete? Nein, nein, Sie irren sich, Sie haben, während Sie Ihren Brief schrieben, nur das Klingeln der Glöckchen der Narrheit gehört, deren reizendstes Bild Sie sind. Ach! kommen Sie, kommen Sie recht bald, prüfen Sie mich, und wenn Sie in meinem Benehmen, in meinen Gefühlen irgend ein Zeichen der Unbeständigkeit finden können, so will ich nie Abel heirathen, damit ich ihn nicht etwa dereinst betrübe. Ihr Brief läßt mich in jedem Augenblick seufzen, und ich horche jetzt auf meine Liebe zu Abel, wie der Kranke auf seinen Athem horcht. Sagen Sie mir, Närrin: wenn man keinen Tag verleben kann, ohne daß selbst die kürzesten Augenblicke mit der Erinnerung an ihn erfüllt werden, wenn

man Alles in seinem Namen thut, wenn man seinen Namen tausend Mal unwillkürlich ausspricht, wenn man täglich ihn der heiligen Jungfrau anempfiehlt, keinen Befehl mehr zu geben weiß, sich nicht mehr um sein Inneres bekümmern kann, die Fäden wieder herauszieht, wenn man stickt, die Zeit nicht mehr kennt, in jedem Augenblick die Fee spielen möchte und sich ärgert, daß er keine schwer zu erfüllenden Dinge wünscht — heißt das nicht lieben? Antworten Sie! kommen Sie! prüfen Sie! Ich versichere Sie, daß ich nie den Anblick eines andern Mannes werde ertragen können. Gehen Sie, kleine Häßliche, Sie sind eifersüchtig auf mein Glück. Wer hat je die Behauptung gewagt, daß eine Frau wie ich in ihrer Liebe nicht beständig sei? Glauben Sie nicht etwa, daß ich Sie auch eines Tags hassen könnte! Leben Sie wohl."

Antwort der Frau von Stainville.

„Nun, schöne Herzogin, glauben Sie denn, ich wollte Ihren Abel aufessen? Sie denken wohl, es gäbe keine Schnauzbärte und junge Offiziere mehr in der Welt? Großer Gott! was für eine Heftigkeit! Man sollte denken, ich selbst hätte Ihre Antwort geschrieben. Allein, meine Liebe, ich werde Sie nicht besuchen, denn in Ihren Wäldern würde ich keine italienische Oper finden, und die neuesten Moden möchten auch etwas zu spät auf Ihrem Schlosse ankommen; ich willige jedoch ein, um Ihretwillen mein Steckenpferd fahren zu lassen, über die neuen Moden zu schweigen, kein Wort von den Lieblingsfarben unserer Tage zu sagen, mein Piano und meinen Affen zu verlassen, obgleich mir der letztere außerordentlich viel Freude macht, besonders seit ich ihn

dahin gebracht habe, daß er Stainville's Tabaksdose wegnimmt; kurz, ich werde mich nicht mehr mit dem Budget und den Wahlen beschäftigen, ich verlasse für einen Augenblick das ganze Gefolge der hübschen Frauen, von dem Deputirten bis zu der Perücke, von dem Shawl bis zu dem Pair von Frankreich; und da ich mit einer Frau spreche, welche über andern Frauen steht, so hoffe ich, daß ich mich nicht gegen mich selbst versündigen werde, wenn ich einmal vernünftig spreche, den Schleier zerreiße und über uns selbst plaudere, als wären wir selbst dabei gar nicht im Spiele."

„Nie ist mir der Gedanke in den Kopf gekommen, Ihre Liebe zu Abel läugnen zu wollen; ich räume ein, daß Sie ihn anbeten, nur das glaub' ich nicht, daß Sie ihn stets so lieben werden wie jetzt; ich leugne geradezu, daß wir stets dieselbe Person lieben können. Könnte aber diese Meinung, die mir noch zu beweisen bleibt, Ihnen einen Schrecken verursachen? Heirathen Sie immerhin Abel; was macht es aus, wenn ein Sandkörnchen mehr an das Ufer des Meeres kommt, ein neuer Tropfen in den Ocean, ein neues Blatt an die Bäume? Wird nicht Ihr Mann stets sehr glücklich sein? Und was ist ein Mann, meine liebe Freundin, so wie Alles, was ihm widerfahren kann, für uns? Glauben Sie, daß uns die Männer so treu ergeben sind, wie sie sagen? So jung ich bin und so leichtsinnig ich scheine, habe ich dennoch schon manche Bekenntnisse angehört; es ist wahr, daß ich die Verschwendung liebe, aber nie habe ich ein Geheimniß und eine Freundin verrathen; wohl aber schwöre ich Ihnen zu, daß alle die armen Frauen recht hinter das Licht geführt sind; ich wiederhole es Ihnen, die Männer sind für uns geschaffen; sie können sich noch glücklich schätzen, wenn es uns nicht einfällt,

vernünftig zu werden. Dadurch wird Niemand unglücklich, daß er verlassen wird; wir leben nicht mehr in einem Jahrhundert, in welchem man aus Liebe stirbt."

„Liebe Herzogin, erwägen Sie nun ein wenig, was das für ein Gefühl ist, welches man Liebe nennt, aber betrachten Sie es ohne das Prisma, durch welches Sie getäuscht werden; ist die Liebe ein Gefühl, welches bis in das höchste Alter dauern kann? Nein; sie kann mit Ihrer Schönheit oder mit Abels Schönheit erlöschen, oder auch in Folge anderer Umstände, die ich jetzt nicht aufsuchen mag, von denen ich wünsche, daß sie Ihnen fern bleiben mögen, die aber dennoch eintreten können. Sie haben nicht einmal die Ueberzeugung, daß Ihre Liebe morgen noch dauert. Sie werden mir freilich sagen, daß Ihre Liebe hoch über einem jeden Rausche der Sinne stehe; allein glauben Sie denn, daß das schöne Herz, von welchem Sie angezogen werden, nicht eben so gut seine Koketterie hat wie der Körper? Und meinen Sie nicht, daß Ihnen die Ehe manche Unvollkommenheiten enthüllen werde? Verzeihen Sie mir die Gottlosigkeit, daß ich Ihnen die Geschichte von dem Maler des Königs von Schweden erzähle; es wird Ihnen gehen, wie es ihm gegangen ist."

„An der Tafel des französischen Gesandten pries ein Abbé in prunkenden Worten die Größe Gottes und die Freude, ihn im Paradies von Angesicht zu Angesicht schauen zu können: „Ihr Gott ist schön," sagte der Maler; „allein er kann nicht schöner sein, als der Apollo des Belvedère, und dennoch bin ich dessen müde geworden."

„Sie werden mich fragen, meine Liebe, was hieraus folge; ei! mein Gott! daß es Abel eben so machen wird

wie alle andern Ehemänner. Leben Sie wohl, meine Nähe-
rin wartet auf mich, und überdieß ist es mir unmöglich, noch
länger in einem so vernünftigen Tone zu schreiben."

Die Herzogin von Sommerset antwortete nicht auf die-
sen Brief.

---

## 16. Catharine's Abschied.

Die arme Catharine war für einige Zeit die Beute eines so heftigen Kummers, daß sie ihr bescheidenes Kämmerchen nicht verließ und sich krank stellte, was man auch bei der Veränderung ihrer Gesichtsfarbe glaublich finden konnte. Eines Morgens erhob sie sich jedoch, wollte sich im Freien ergehen und schritt langsam nach dem Hügel zu, denn eine letzte Hoffnung hielt sie noch aufrecht. „Die Herzogin ist recht schön, hatte sie sich getröstet, aber sie hat Abel betrogen, und ich werde sehen, was Abel davon denken wird.“

Langsam stieg sie den gekrümmten Pfad hinan, welcher nach der Hütte führte, und eine sanfte Röthe mischte sich mit der Blässe ihres Antlitzes, als sie Abel auf dem Steine sitzen und Pläne für seine Zukunft entwerfen sah, denn er konnte an seinem Glücke nicht zweifeln und dachte nur daran, wie er die Fee zu der glücklichsten aller Feen machen wollte.

„Ich werde versuchen,“ dachte er, „recht weit mit ihr fortzugehen, fern von allen Genien und Menschen; wir werden in einem glänzenden Palaste wohnen, umgeben von köstlichen Gärten. Dort will ich, während wir zufrieden sind und

Niemand etwas von mir weiß, ihr ergebenster und aufmerksamster Sklav sein. So wie sie mir vor einiger Zeit in ihrer göttlichen Behausung Nectar kredenzte, so werde ich ihre Gedanken, ihre Wünsche belauschen und errathen. Ihre Befehle zu vollziehen, das wird meine Wonne sein, ein Blick von ihr meine größte Freude; kurz, sie wird eine Art von sichtbarer Gottheit sein, die ich ohne Ende anbeten werde, indem ich mich fortwährend mit ihr verschmelze; unsere Gedanken, unsere Wünsche werden dieselben sein, und mein ganzes Leben wird in der Liebe bestehen."

Bei diesem letzten Gedanken erschien Catharine.

„O! Catharine," sagte Abel, „wie bist Du verändert! Was fehlt Dir?"

„Abel," entgegnete sie und setzte sich an seine Seite, „bist Du wirklich glücklich, daß Du eine Fee liebst?"

„Ach! ja."

„Ohne Zweifel entzückt Dich besonders ihre Eigenschaft als Fee, ihre große Macht, der Feenzauber!"

„Ja, Catharine; ich werde mich mit ihr in die Wolken emporschwingen, unsere Gefühle werden sich in den hohen Regionen des Himmels reinigen. O, welch' ein Glück!"

„Nun!" fuhr darauf Catharine von einem grausamen Zweifel ergriffen fort, „wenn Deine Fee keine Fee wäre, wenn sie nur ein Weib wäre wie ich — wenn sie Dich betrogen hätte. —"

Abel verstummte, seine Blicke verriethen eine Menge verschiedener Gefühle, und die arme Catharine sah nach seinen Augen wie ein Verbrecher, der sein Urtheil erwartet, die Augen der Geschworenen befragt, wenn dieselben aus dem

Berathungszimmer kommen; ihr Herz schlug mit einer erstaunlichen Kraft und Schnelligkeit; sie fühlte Freude, dann Zweifel und wieder Freude; endlich aber wurde sie von dem größesten Kummer ergriffen, denn Abel brach in die Worte aus:

„Ach! liebe Catharine, was für einen Gedanken wagst Du in mir zu erwecken? Wenn das wahr wäre! ich wäre der glücklichste aller Männer, denn sie stände dann nicht mehr über mir; ich fühle in meinem Herzen eine so große Liebe, ich habe ein so gewaltiges Bewußtsein meiner Kraft, daß sie alsdann durch mich ihr Glück erhalten sollte. Ihre Macht veranlaßte, daß ich sie anbetete, durch ihre Schwäche würde sie mir noch köstlicher werden! Ach! Catharine, möchtest Du doch die Wahrheit gesagt haben!“

„Du wirst sie bald erfahren,“ antwortete die Jungfrau und erhob sich, „und bald wirst Du den Abschied Deiner kleinen Catharine hören; dann wirst Du mich nicht wieder sehen, denn in der glänzenden Welt, in welche Dich die Herzogin von Sommerset, Deine hübsche Fee, führen wird, dürfte Catharine am unrechten Platze sein. Was sage ich? sie würde sogar Deinem Glücke schaden, denn Du bist zu gefühlvoll, als daß Du mich nicht beklagen solltest. Ich werde dafür sorgen, daß die Erinnerung an mich Dein Glück nicht störe. Abel, ich kann mich über Deine Wahl nicht beklagen, denn die Herzogin verdient, daß man sie liebe. — Sie überstrahlt alle Weiber dieser Welt. Lebe wohl, Abel!“

„Was Du mir da sagst,“ antwortete er, „erfüllt mich mit einem Schauder. — In was für einem Tone sprichst Du!“ sagte er dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte.

„Bst!“ sagte sie und legte ihre schönen Finger auf die Lippen, „ich erbitte mir nur eine Gnade von Dir, daß Du nämlich nicht eher Deine Hütte verlassen willst, bis Catharine von Dir Abschied genommen hat. Leb wohl, ich höre in der Ferne eine Kutsche — sie ist es! es ist die Herzogin! Leb wohl!“ Dann enteilte sie über die Felsen und wer ihr nachgeblickt hätte, der hätte sie für ein der Vernunft beraubtes Wesen gehalten.

In der That hielt bald darauf eine glänzende Kutsche vor der Hütte, und die Herzogin von Sommerset stieg aus derselben. Abel empfing sie in seinen Armen und sagte:

„Catharine hat mir eben gesagt, daß Sie keine Fee wären.“

„Nein,“ antwortete sie, „denn es giebt keine Feen! Feen sind nur Schöpfungen der Phantasie.“

„Was sind Sie denn?“

„Mehr als eine Fee!“ sagte sie.

„Und was?“ antwortete Abel mit einer lebhaften Neugierde.

„Ich bin ein liebendes Weib!“ sagte sie und umarmte ihren Geliebten. „Ich weihe mich Deinem Glück, werde Dein Leben zu verschönern suchen, Rang, Vermögen, Ehre und Vorurtheile opfern, alle menschliche Eitelkeit gleich einem Weihrauch Dir darbringen, der kaum verdient, auf dem Altar der Liebe verbrannt zu werden. Deine kindliche Unschuld kennt noch nicht die menschliche Gesellschaft, ihre Wunderlichkeiten und verschiedenen Weisen der Auszeichnung. Eines Tages, Abel, wirst Du das Opfer begreifen, welches ich Dir bringe, wirst Dich wundern, daß eine Dame aus der großen Welt desselben fähig gewesen ist, wirst es aber dennoch ganz

einfach finden, wenn Du Dich mit jedem Tage überzeugst, wie sehr ich Dich liebe. Wenn ich Dir sage, daß ich Herzogin bin, daß ich mehr als eine Million Franken jährlicher Einkünfte habe, so wirst Du noch immer nichts begreifen! Du hast nichts, einen Schatz ausgenommen, dem kein anderer gleicht: eine schöne Seele und ein liebendes Herz. Siehe, ich zeige jedes Gefühl ohne Koketterie; diese würde bei einem Kinde der Natur unnütz sein; ich komme zu Dir, ich nehme Dich bei der Hand, drücke Deine Hand gegen mein Herz, küsse mit heißer Liebe Deine Lippen und sage zu Dir mit der Unschuld Deines eigenen Herzens: Abel, ich liebe Dich, willst Du mit mir durch das Leben gehen? Ich werde Dir stets zulächeln, Dein Leben soll ein beständiger Zauber sein und ich werde versuchen, stets eine Fee für Dich zu sein."

Abel lag vor der Herzogin auf den Knieen, er senkte sein Haupt auf die Füße der schönen Frau, und Thränen benetzten selbst die köstlichen Schuhe, welche sie trug.

„Stehen Sie auf, Abel; an mein Herz müssen Sie kommen!" Sie setzte sich an seine Seite und fuhr dann lächelnd fort:

„Wollen Sie, daß ich Sie von hier hinwegführe, damit Sie fortan statt dieser Hütte mein Hotel bewohnen, das heißt das Ihrige, denn Alles gehört Ihnen?"

„O, liebe Fee! ja, Fee! diesen Namen sollen Sie stets behalten! Kann ich so plötzlich diesen Ort verlassen? Kann ich Caliban verlassen, Catharine, meine geliebte Schwester, ohne ihnen ein Lebewohl zu sagen? Ich soll also mit Ihnen die Stätte bewohnen! Mein Vater hat mir gesagt, daß ich dann den Stein des Kamins heben müsse und einen Talisman finden würde."

„Nun gut, mein lieber Abel, ich verlasse Sie bis morgen! Mein Geliebter, erlaube mir, daß ich Dich von hier abhole, um stets Deines Blickes, Deiner Gegenwart zu genießen.“

„Ja,“ sagte Abel im höchsten Entzücken der Freude.

Nachdem sie einen köstlichen Morgen mit einander verlebt hatten, solche Augenblicke, in denen sich nur das Herz ausbreitet und man gewissermaßen eines doppelten Daseins genießt, verließ die Herzogin ihren Gemahl in Hoffnung, der trunken von seinem Glück zurückblieb.

Er sagte zu Caliban:

„Alter Freund, ich schenke Dir meine Hütte und meinen Garten, sei hier glücklich! alle Jahre werde ich Dich besuchen und werde Dir Einen geben, der Dein treuer Caliban sein soll, so wie Du der meinige gewesen bist. Bewahre mir diese Hütte wohl: der Geist meines Vaters weilt hier, sein Grab ist hier in der Nähe und dieser Ort muß ein geheiligter sein, nichts darf ihn entweihen.“

Caliban aber sagte zu ihm:

„Wenn es zu Deinem Glücke dient, so gehe, Abel! Dein Vater war aber weise und wollte, daß Du hier bliebest; ich befürchte, daß die Welt nicht so viel werth ist wie diese Einsamkeit — und daß diese Frau —“

Er sprach nicht weiter, schien aber an Abels Glück zu zweifeln.

Sie erhoben den Stein des Herdes und fanden eine schwere Kiste: ihr Staunen war groß, als sie dieselbe öffneten, denn sie war voll von Diamanten von der größten Schönheit. Der Chemiker hatte dieselben entweder gemacht oder sein Vermögen in sie umgesetzt.

„Ach!“ rief Abel aus, „wenn ich eben so reich wäre wie sie!“ Bei den Diamanten lagen noch alte Pergamente, und Abel erkannte aus denselben, daß er noch einen andern Namen habe und Graf Osterwald heiße. Wie würde sich ein neugebackner Adliger geärgert haben, hätte er erfahren, daß Abel über diese Entdeckung nicht die mindeste Freude empfand.

Caliban begab sich in das Dorf und trat in das Haus des Maire, um Catharinen anzuzeigen, daß am folgenden Tage Abel mit der Herzogin von Sommerset abreisen würde. Catharine saß in einer Ecke des Zimmers und spielte schwermüthig mit ihrem Halsschmuck, ihrem theuersten Schatze. Ihr Vater, den sie nicht mehr durch ihre süßen Gesänge ergötzte, schlief; sie antwortete Caliban kaum, und als er gegangen war, verbarg sie ihr Antlitz mit beiden Händen, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Bedrängt durch die Fragen ihres Vaters, welcher durch das Schluchzen der Jungfrau erweckt war, weigerte sie sich, eine Antwort zu geben. Bontemps kam und Catharine zog sich eilig zurück, da sie keine Zeugen ihres Schmerzes haben wollte.

Am folgenden Morgen kam sie in die Hütte. Sie hatte sich genau eben so gekleidet wie damals, als sie Abel zum ersten Male sah. Sie trat in die Hütte, hatte aber kaum die Schwelle überschritten, als sie von Neuem weinte. Sie war gezwungen, sich auf den wurmstichigen Armstuhl zu setzen und blickte Abel an, ohne sprechen zu können.

Der junge Mann näherte sich ihr, ergriff ihre Hand, ohne daß sie dieselbe zurückzog und sagte zu ihr: „Catharine, ich werde diese Gegend verlassen, Du aber bleibst hier, damit ich desto überzeugter bin, daß ich oft hierher zurückkehre, wenn Du es nicht vorziehst, mich zu begleiten.“

„Dich begleiten! Abel! ich werde Dich im Geiste begleiten, werde Dir stets mit meinen Gedanken folgen! Wisse, obgleich es vielleicht besser gewesen wäre, ich hätte geschwiegen, aber es geht das über meine Kräfte, wisse, daß ich Dich innig liebe, daß ich stets nur Dich lieben werde, daß Deine brüderliche Liebe für mich nichts ist. — Was sage ich, sie ist mein ganzer Trost. Allein das war noch nicht genug; seit langer Zeit verwelke ich daher aus Verzweiflung, denn ich verliere Dich für immer, werde Dich aber nie vergessen! Abel, wie unglücklich ich bin! die Vernunft sagte mir, daß es nicht anders kommen könne, aber mein Herz hoffte noch immer.“ Sie vermochte vor Thränen nicht weiter zu sprechen.

„Ach! Catharine,“ rief Abel aus, „Du durchbohrst mir das Herz! Ich möchte Dich glücklich sehen! Wie kann ich Dich beglücken? Man sagt, daß Reichthümer glücklich machen. — Hier, Catharine, nimm hin!“ Damit ergriff er eine Hand voll großer Diamanten und warf sie in Catharine's Schooß.

„Abel!“ rief sie weinend aus, „ist das Deiner würdig? Nichts vermag ein Herz zu trösten, welches das verloren hat, was es liebt!“ Verächtlich und unwillig warf sie dann die Diamanten auf die Erde, erhob sich, blickte Abel mit unaussprechlicher Zärtlichkeit und tiefer Wehmuth an und sagte zu ihm: „Gieb mir wenigstens einen Kuß! Umarme mich zum Abschiede; für eine Liebkosung von Dir würde ich alles Glück geben, welches Himmel und Erde gewähren können!“

Abel umarmte sie und drückte einen brüderlichen Kuß auf die glühenden Lippen der Jungfrau. Catharine erbleichte und wurde ohnmächtig, nachdem sie noch die Worte gesagt hatte: „Nun kann ich sterben!“

Catharine lag noch bleich und fast leblos in Abels Armen, als die Herzogin eintrat.

„Gnädige Frau," sagte Catharine, indem sie ihr Bewußtsein wieder erlangte, „möchten Sie nie erfahren, wie theuer mir Ihr Glück zu stehen kommt. Machen Sie ihn aber glücklich und ich werde zufrieden sein!" Dann wandte sie sich gegen Abel, betrachtete ihn einige Augenblicke, prägte sich das Bild ihres Heißgeliebten tief in ihr Herz ein und verschwand.

Als Abel mit der Fee allein war, unterrichtete er sie von Allem, was sein Vater für ihn gethan hatte, und die Herzogin war hocherfreut, als sie erfuhr, daß Abel Graf sei und Millionen besitze; diese Freude war eine ganz natürliche; nun stieß die Heirath nicht mehr gegen die Schicklichkeit an und bot keinen Grund zu Lästerungen dar — und dennoch hätte Catharine diese Freude nicht gekannt! Gewiß nicht, denn sie liebte zu herzlich, und wäre sie Prinzessin gewesen, so hätte sie Alles verlassen, um ihrem Geliebten in die Verbannung und das Elend zu folgen.

Die arme Catharine kehrte zu ihrem Vater zurück. Jacques Bontemps und Grandvani bedrängten sie nun, in die beabsichtigte Heirath einzuwilligen; die Jungfrau blickte den Kuirassier finster an und nickte mit dem Kopfe. Diese Einwilligung, welche die Freude aller Betheiligten im höchsten Grade hätte veranlassen sollen, bewirkte nur eine unheimliche Besorgniß durch die Art und Weise, wie sie gegeben war.

Man blickte sich gegenseitig an und fragte sich: „Was fehlt ihr denn?" Die Freude verschwand aus dem Hause. Bald verschwand auch die Färbung von Catharine's Wangen sie wurde zerstreut und schwankte mehr, als daß sie ging. Oft blickte sie Jemand an, ohne ihn zu sehen.

In Paris sprach man indeß allgemein von dem Abenteuer der Frau Herzogin von Sommerset. Ihre Heirath war beschlossen und die beiden Verlobten warteten nicht lange; ein Gleiches geschah in dem Dorfe.

In Catharine's Dorfe, so wie auch in manchen andern Gegenden von Frankreich, war es Gebrauch, bei der sogenannten Verlobung eine Festlichkeit zu veranstalten, welche der bei der Verheirathung gleich war, und die Verlobung wurde in der Kirche mit derselben Feierlichkeit begangen wie die wirkliche Verheirathung. Dieses vorbereitende Fest fand in dem Dorfe zu derselben Zeit Statt, als die wirkliche Vermählung der Herzogin in Paris gefeiert wurde.

## 17. Die Hochzeit in der Stadt und die Verlobung auf dem Dorfe.

In dem prachtvollen Hotel der Frau Herzogin von Sommerset in Paris überfluthete eine heitere Menge alle Salons, in denen die prachtvollsten Toiletten und die schönsten Frauen glänzten. Jedes Zimmer des Hotels war mit mehren Kronleuchtern geschmückt, auf denen eine Menge von Kerzen brannten, welche durch die Spiegel unzählige Male vervielfältigt wurden. Die köstlichsten und elegantesten Möbel, der reichste Sammet, die schwerste Seide, werthvolles Porzellan, Vergoldungen, ciselirte Bronze, Krystalle mit künstlichen Blumen, Wohldüfte, kurz, Alles, was der sinnreichste Luxus der neuern Zeit zu erfinden vermocht hat, war in diesem Palaste vereint und bildete Trophäen um das glückliche Paar, welches je Hymen zusammengefügt hatte.

Angelockt durch die wunderbaren Gerüchte, neugierig, den Sohn des Chemikers zu sehen, den großen, edlen und reichen Helden dieses merkwürdigen Abenteuers, hatten sich die zahlreichen Freunde der Herzogin und noch viele Unbekannte in ihrem Hotel zusammengefunden; in der Rue du Faubourg

du Roule drängte sich eine Kutsche an die andere, und die Menge der Bedienten füllte das Peristyl und den Hof.

In einem der Säle des Hotels war ein prachtvolles Festessen angerichtet; die Wände waren mit Gemälden von den berühmtesten Meistern geschmückt und die Neugierigen vermochten sich von der Beschauung dieser prachtvollen und eines Königs würdigen Sammlung nicht zu trennen; mehre Personen, welche weniger Künstler, aber mehr Feinschmecker waren, was sich gegenseitig aufhebt, ließen ihre Bewunderung einer langen Tafel zu Theil werden, die mit Silbergeschirr, magischen Decorationen, flammenden Kerzen und ausgesuchten Speisen besetzt war; man erblickte auf derselben die neuesten Erzeugnisse des Luxus, Meisterstücke jeder Art, von den Werken des Goldschmieds an, bis zu denen des Pastetenbäckers; es war das ein wahrhafter Zauber.

In dem Hauptsaale erschien unter tausend andern Schönheiten Jenny von Sommerset in der reichen Tracht der Perlenfee, überstrahlte die gefeiertsten Schönheiten der Damenwelt und zog alle Blicke auf sich; ihre vollkommene Schönheit, ihre ausgezeichnete Haltung und Anmuth machten sie zu dem Gegenstande aller Gedanken, und gleich wie in der Natur Alles dem Einfluß der Sonne gehorcht, so schienen hier alle Anwesenden nur durch sie zu leben und drehten sich als Planeten um sie; sie war der Mittelpunkt eines neuen Sonnensystems.

Was den Grafen Osterwald betraf, so herrschte er unumschränkt über die Fee, so wie die Fee alle Uebrigen beherrschte. Alle Frauen bewunderten ihn und Jedermann gestand, daß diese Bewunderung eine gerechte sei, denn inmitten der vielen Elegants, die ihn umgaben, machte sich Abel durch

seine natürliche Anmuth bemerklich und trug den Sieg besonders durch den göttlichen Ausdruck seines Antlitzes davon. Eine engelgleiche Reinheit, die nicht ohne eine Beimischung von Stolz war, ein feuchter und durchdringender Blick, schön abgerundete Locken von schwarzen Haaren, reine Formen, ein schlanker Wuchs und ein kräftiges Aussehen, die männliche Anmuth, welche aus diesen verschiedenen Vollkommenheiten entsprang, das Alles machte ihn zu einer Verwirklichung jener prachtvollen griechischen Statue, in welcher man alle menschlichen Schönheiten vereinte, um ein göttliches Ganzes darzustellen.

Abel sah sich aus seinem einsamen Leben eines unwissenden Wilden auf die Firste der Civilisation versetzt, in die Mitte von alle dem, was die Welt Reizendes darbietet; er war begleitet von der, die er liebte, und genoß die übermenschliche Wollust, sie als die Königin dieses Kreises zu sehen; er fühlte, daß die ganze Welt ihn um sein Glück beneidete, und seine Begriffe hatten sich hinreichend erweitert, daß er bemerkte, wie er von funfzig Millionen Menschen in diesem Augenblicke das einzige Wesen sei, welches ein Glück besitzen konnte, nach dem die ganze Schöpfung zu streben schien.

Die harmonievollste Musik gab das Zeichen zu dem Feste und Abel fühlte sich in eine Wollust versenkt, welche zu vielseitig war, als daß er noch zu denken vermocht hätte! er überblickte diese Verschwendung von Reichthümern und schaute dann stets wieder auf seine liebe kleine Fee, welche ihn durch die seelenvollsten, verliebtesten und sanftesten Blicke berauschte. Alles lächelte ihnen zu, das ganze Weltall beugte sich unter ihre Liebe. Nie hatte ein Feenmährchen ihm einen Begriff von einem solchen Feste gegeben, kurz, er hatte nicht genug

Sinne und Fähigkeiten, um zu genießen und zu fühlen. Wie hätte er noch an Catharine denken können?

Catharine, das arme Kind! ihr Name ruft uns nach dem Dorfe zurück. Wir kennen die bescheidene Wohnung des Vaters Grandvani; in der saubern Küche steht Alles voll und Françoise vermag kaum, alle Töpfe zu besorgen. Aus dem Zimmer des Maire sind die Möbel getragen, welche es verengten; auf dem Tische, welcher ehedem Catharine's Arbeit enthielt, ist des Maire's bescheidenes Geschirr von weißem Steingut aufgestellt. Einige Tassen von weißem Porzellan, schlecht geordnete Früchte, wenige silberne Löffel, aber eine offenherzige Heiterkeit auf allen Gesichtern, das waren die Zierden des Festes, welches vorbereitet wurde.

Der Quartiermeister der Garde-Kuirassiere ist zugegen; seine sorgsam ausgebürstete Uniform wird durch den Glanz seines großen Kreuzes gehoben, welches die Breite eines kleinen Thalers hat; er streicht seinen Schnauzbart und träumt so schwärmerisch wie ihm nur möglich ist, indem er Catharine anblickt.

Das arme Mädchen steht vor dem bescheidenen Kamine; Juliette beendet die Toilette der Braut, indem sie ihr den jungfräulichen Kranz von sinniger Bedeutung aufsetzt. Catharine ist sehr bleich; sie öffnet die Augen weit, ohne zu sehen, ihre entfernten Lippen öffnen sich schmerzhaft und ein gepreßter Athem geht zwischen ihren weißen Zähnen hervor. Der Schmuck, mit welchem sie bekleidet ist, es ist der, welchen sie von Abel erhielt. Catharine will einen ihrer Handschuhe anziehen, aber sie kann es nicht; drei Mal ist ihre Hand neben der Oeffnung des weißen Handschuhes vorbeigeglitten; mit klagendem Ausdruck sieht sie Juliette an, der

eine Thräne in den Augen steht; Catharine hat keine Thränen mehr. Man kann nur dann weinen, wenn die Thränen eine Linderung des Schmerzes bewirken können.

Der Vater Grandvani kommt und bewundert seine Tochter, er beobachtet sie aufmerksamer und ein tiefer Schrecken bemächtigt sich seiner; er wagt nicht zu sprechen, er kann seine liebe Tochter nur anblicken. Selbst Bontemps theilt zum ersten Male in seinem Leben die instinctmäßige Befürchtung seines künftigen Schwiegervaters; er denkt nach, was seiner Braut begegnet sein kann, er zittert sogar und besorgt, daß Catharine seine Frau nicht werden will. Schon hat er auf seinen Lippen jene tröstenden Gemeinplätze, welche für alle Leiden passen; für einen Augenblick fällt es ihm sogar ein, zu Catharine zu sagen, daß er nur ein zweiter Vater für sie sein will. Aber er bemerkt die Besorgniß des Maire, sucht zunächst diesen zu trösten, und beginnt also bei dem leichtesten Theile seines Werks. Bald ermuthigt er sich selbst durch seine eigenen Vernunftgründe und setzt Catharine's Leiden auf Rechnung der jungfräulichen Scham. Der arme Grandvani führt seine Tochter mit jener Gutmüthigkeit, die man nur auf dem Dorfe antrifft, bei Seite und bemerkte leise gegen sie, daß es sich nur um die Verlobung handele und sie noch immer Zeit zum Nachdenken habe.

Da schlingt Catharine ihre Arme um das Vaters Hals, preßt ihn fest und dankbar an sich und drückt auf die Stirn des Greises einen Tochterkuß, welcher mehr sagte, als alle Worte des Danks.

Der arme Vater segnete sie mit einem Lächeln.

Schweigend ging man in die Kirche. Es war das Alles für Catharine gleichsam ein Traum; mechanisch knieete sie

nieder und gab dem Priester auf zerstreuete Weise ihre Hand. Der Pfarrer fand die Hand kalt, blickte Catharine an und schüttelte unwillkürlich das Haupt. Diese rührende Feierlichkeit, welche man mit Unrecht abgebracht hat, weil sie noch einen Zwischenraum zwischen der Vereinigung der Herzen und der durch die Ehe geheiligten Vereinigung läßt, wurde durch eine beunruhigende Prophezeiung bezeichnet.

Die Verlobten kehrten nach Catharine's Hause zurück; sie wurden von Geigen und einem heitern Haufen begleitet; jeder Bauer hatte in seinem Knopfloch eine Bandschleife, denn das ganze Dorf betete Catharine an; diese letztere war bleich, traurig und bildete einen auffallenden Gegensatz zu der Freude, von der sie umgeben war; man hätte sagen können, daß ein Leichenbegängniß gefeiert werde und Catharine den Todten darstellte, der in die Gruft gesenkt werden sollte. Eine alte Frau, die unter einer dicht belaubten Ulme saß, sah den Zug vorübergehen, warf einen unheimlichen Blick auf die Braut und sagte dann leise zu einer andern alten Frau, welche an ihrer Seite saß: „Die Verlobte wird vor der Trauung sterben."

Grandvani's Zimmer empfing die Gäste. Juliette und Catharine gingen mit einander die alterthümliche Treppe hinan und begaben sich auf Catharine's jungfräuliche Kammer. Dieses Gemach wurde außerordentlich sauber gehalten; wenn man eintrat, errieth man sogleich, daß das reizende Wesen, welches diesen einfachen Raum bewohnte, der mit weißem Percal und bescheidenen Möbeln geschmückt war, ein Engel der Reinheit und Anmuth sein müsse; man athmete hier die Luft des Himmels ein, ein Geist der Ordnung und Weisheit herrschte an dieser Stätte und wiederholte, daß

die Jungfrau die Unschuld selbst sei und ihre kindlichen Gedanken der Liebe nur keusche Wünsche in ihrem Herzen erregt hätten.

„Juliette," sagte sie, „ich liebe Gott, aber fast eben so sehr liebe ich Abel. Man muß Niemand hienieden täuschen; ich kann mit Jacques nicht leben, und das Leben ist nichts ohne den Reiz einer erwiederten Liebe. Ich will daher abreisen, wirf mir nichts ein, suche nicht, mich von meinem Plane abzubringen, er ist unerschütterlich. Ein Dolchstoß ist mir lieber als tausend Nadelstiche während des ganzen Lebens. Nur er wohnt in meinem Herzen, Du weißt es, nicht etwa, weil er schön ist, denn wäre er häßlich gewesen, so hätte ich mich in einer Hinsicht glücklicher befunden! Er ist aber jetzt glücklich! Morgen wirst Du an ihn schreiben, Du wirst ihm mittheilen, daß Catharine todt ist. Wird er mich beklagen? Glaubst Du wohl? O! er kann mich noch nicht vergessen haben, denn ich war ja die Erste, die er gesehen hat. Ich will wenigstens den Trost haben, von ihm beweint zu werden, zu wissen, daß er mich beweint hat, ihn noch einmal zu sehen, und dann verlange ich nichts mehr im Leben. Ich werde sterben, aber ich werde von oben an ihn denken, ich werde über ihn wachen, damit nichts zu seinem Glücke fehle."

Juliette weinte.

„Du weinst, meine geliebte Schwester? Höre auf, beklage mich nicht, er sagte mir, daß es göttliche und unsichtbare Geister gäbe, die sich in der Frische des Thaues, in den Düften der Blumen, in den Lüften des Morgens, in den himmlischen Lichtern enthüllten und uns endlos umschwebten.

Ein solcher Geist will ich werden und stets in seiner Nähe schweben. Lebe wohl, Juliette."

„Ach! laß mich hoffen, daß Du genesen und zurückkehren wirst," sagte Antoine's Gattin.

„Ja," sagte Catharine, „hoffe, denn noch hoffe ich selbst; vielleicht ist noch nicht Alles beendet."

Sie trennten sich weinend und Catharine warf sich an die Brust ihrer Freundin, ihr einen zärtlichen Kuß der Hoffnung oder des Abschiedes zu geben. Alles war von Catharine und ihrer Freundin vorbereitet, so daß keine Spur von dem Verschwinden der erstern zu bemerken war.

Juliette ging hinunter. Sie fand die Gäste bei Tische und setzte sich in deren Mitte. Schon waren Alle heiter geworden und sprachen eben so viel, wie sie aßen und tranken. Man dachte bereits an den Tanz, welcher nachfolgen sollte. Allein Jacques Bontemps und Grandvani beunruhigten sich, daß Catharine nicht komme; auch die Gäste blickten endlich schweigend einander an und Juliette dachte: „Jetzt ist der Augenblick gekommen."

Man that sich indeß Gewalt an, aß und scherzte noch einige Minuten; aber der unerschrockene Kuirassier fühlte, wie ihm das Herz sank, und der Vater zitterte so sehr, während er seinen Gästen Wein einschenkte, daß er den meisten Wein auf den Tisch goß; endlich fragte er nach seiner Tochter: man suchte sie allenthalben und konnte sie nicht finden!

Eine stille Trauer bemächtigte sich des Hauses, das zur Freude vorbereitet war, und man hörte nur noch den Pendel der Uhr, welcher Zwischenräume der Angst und des Schreckens abmaß. Juliette, welche zu schweigen versprochen hatte, suchte sich erstaunt zu stellen, gleich den Uebrigen; um be-

sorgt zu sein, hatte sie mehr Grund als alle Andern. Die Gäste verließen das Haus. Grandvani, Bontemps und Juliette blieben allein, wußten nichts, was sie thun oder denken sollten, und theilten sich durch betrübte Blicke ihre Muthmaßungen mit. Grandvani schaute stets nach der Thür, und wenn Françoise dieselbe öffnete, so bebte er jedes Mal zusammen, denn er glaubte, seine Tochter eintreten zu sehen, wurde aber jedes Mal getäuscht. Das ganze Dorf war in Schrecken versetzt.

Verlassen wir indeß das Dorf, wie es Catharine gethan hat, und kehren wir nach Paris zurück, wo Abels Vermählungsfeier auf eine nicht so schreckliche und mehr heitere Weise endete. Als gegen Morgen das unbestimmte Licht der Morgenröthe die Firste der prachtvollen Hotels in der Vorstadt du Roule zu bleichen begann, da stiegen die Neuvermählten und die zu dem prunkvollen Feste der Herzogin von Sommerset eingeladenen Personen von dem Gipfel ihres Rausches herab. Die Koketterie, die Musik und der Tanz, so allmächtig sie auch durch ihre aufregende Kraft sind, vermögen doch nicht einen Ball bis zum Morgen zu verlängern, und da überdieß in den Gewohnheiten der civilisirten Welt Alles umgekehrt ist, so ist es auch natürlich, daß der Tag an den Zurückzug und den Schlaf denken läßt. Die Gäste verließen demnach den Ball und versammelten sich in neuen Sälen um ein prachtvolles Mahl.

Die schwüle Wärme hatte bewirkt, daß man einige Fenster öffnete, und als man die Frau Herzogin benachrichtigte, daß aufgetragen sei, athmete Abel die frische Luft ein, welche die schwache Dämmerung des Morgens begleitete.

„Komm doch, lieber Freund,“ sagte seine Gattin zu ihm,

als sie sah, daß er den Balkon nicht verließ, und lehnte sich leicht an seine Schulter.

„Siehst Du nichts dort unten?“ antwortete ihr Abel.

Beide erblickten einen weißlichen Gegenstand, welchen das Halbdunkel des Morgens und das unsichere Licht der Laternen nur auf unbestimmte Weise sehen ließen. Bald sahen sie jene Gestalt sich bewegen und hinreichend nähern, um zu erkennen, daß es ein Mädchen sei, ohne jedoch die Züge unterscheiden zu können. Sie kam und ging, erhob sich auf die Zehen der Füße und blieb dann stehen, als hätte sie in das Hotel eintreten wollen. Plötzlich schaute sie nach dem Fenster, vor welchem die beiden Liebenden standen, und schien die beiden reizenden Wesen zu betrachten, welche von der Erleuchtung des Salons so erhellt wurden, daß man ihre Züge sehen konnte. Abel rief sich seine Erinnerungen zurück; wenn er auch nicht glaubte, daß Catharine das Mädchen sei, so fand er doch eine Aehnlichkeit mit ihr und es war ihm, als erkenne er das Kleid von Juliette's Hochzeit. Er wurde unruhig. Seine reizende Gattin zog ihn unter dem Vorwande hinweg, daß man auf ihn warte. Als er das Fenster verließ, trafen Töne des Schmerzes, mit erstickter Stimme ausgesprochen, aber reizvolle Worte an sein Ohr. Er blieb stehen und glaubte zu hören, wie das Mädchen für sein Glück und Wohlergehen bete. Abermals blickte er auf die Straße, sah das Mädchen knieen, die Hände gegen ihn erheben, und ihm ein Lebewohl mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Schmerzes zurufen.

Der Jubel des Festes, die Heiterkeit des Mahles, der Zauber des wundersamen Saales, die Gegenwart einer Menge, welche ihm ohne Ende mit Blicken und Worten Glück wünschte, das Alles verwischte schnell den kummervollen Eindruck, wel-

chen Abel durch den sonderbaren Vorfall erhalten hatte. Er glaubte nur geträumt zu haben. Catharine konnte ja nur im Dorfe sein.

Der letzte Jubel der Freude war noch nicht in den Salons verhallt, aber Abel und die Perlenfee hatten sich bereits entfernt. Abel, von einem Strome der Wonne dahingerissen, konnte jetzt nicht daran denken, ob man anderswo sterbe oder lebe, glücklich oder unglücklich sei.

---

Während der Nacht nach der Verlobung war Jacques Bontemps durch das ganze Dorf gelaufen; er hatte den Tod im Herzen und bot seine Einnehmerstelle demjenigen, welcher ihm eine einzige Nachricht über Catharine gäbe. Niemand hatte dieselbe gesehen. Grandvani hätte seine Reichthümer für eine einzige Locke seiner lieben Catharine gegeben, seines einzigen Kindes, seiner Freude und seines Glücks. Er sah sein Haus leer, er sollte nicht wieder seine schöne, artige, liebenswürdige, gute Catharine sehen. Diese eine Nacht machte ihm sein ganzes Leben unschmackhaft.

---

Am Tage nach seiner Verheirathung wollte Abel, trunken vor Freude und Glück, auf der höchsten Stufe aller irdischen Genüsse, sich nach den elysäischen Gefilden begeben. Die Herzogin hatte die Absicht, ihm ganz Paris zu zeigen und ihn in alle Geheimnisse der Civilisation einzuweihen. Sie waren zur Abfahrt bereit und gaben sich noch einen Kuß. Sie hielten sich bei den Händen, drückten sich dieselben liebevoll, und eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche wartete bereits auf dem Hofe des Hotels.

In diesem Augenblick trat die Kammerjungfer der Her-

zogin ein und überreichte Abel einen Brief, den man für ihn abgegeben hatte. Dieser schwarz versiegelte und plump zusammengelegte Brief erinnerte Abel auf der Stelle an Catharine und schien ihm in einer Beziehung zu der weiblichen Gestalt zu stehen, die er am Morgen von dem Fenster aus gesehen hatte. Zitternd öffnete er den Brief und seine Aufregung steigerte sich in dem Grade, wie er dem Ende desselben näher kam. Dann sank er auf einen Stuhl und weinte. Die Herzogin fragte ihn, allein er vermochte nicht zu antworten, sondern übergab ihr den folgenden Brief:

„Mein Herr!

Ich weiß, in welchen Schmerz Sie das versetzen wird, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Vielleicht hätte ich Ihnen diesen Kummer erspart, wäre ich nicht durch ein Versprechen gebunden, welches ich nicht verletzen darf. Wissen Sie, daß unsere liebe Catharine nicht mehr ist. Sie starb gestern, indem sie Ihren Namen aussprach. Es war ihr unmöglich zu leben, ohne Sie zu sehen. Kurz vor ihrem Tode ließ sie mich rufen und ich mußte ihr versprechen, nicht nur an Sie zu schreiben, sondern auch Alles mit ihr in das Grab zu legen, was Sie ihr geschenkt hatten. Ich sende Ihnen hier eine Locke von ihren Haaren. Ich bin überzeugt, daß Sie dieses traurige Andenken aufheben werden, denn Sie sind gut und werden gewiß noch einige Liebe gegen die fühlen, von der Sie so sehr geliebt wurden! Gottes Wille ist geschehen! Beten wir zu ihm für unsere arme Freundin. Leben Sie wohl, mein Herr, seien Sie glücklich, das war Catharine's letzter Wunsch.

Juliette.“

Die Herzogin hatte einen zu zärtlichen und hochsinnigen Geist, als daß sie nicht das unglückliche Kind hätte beklagen sollen, welches aus Liebe gestorben war. Sie wurde daher nicht eifersüchtig durch die Thränen ihres Mannes, sondern weinte mit Abel, da sie ohnedieß wußte, daß dieses der einzige vernünftige Trost ist.

---

## 18. Der Kammerdiener.

Catharine's Tod machte einen tiefen Eindruck auf Abel und er erinnerte sich jetzt an die geringsten Handlungen, Worte und Bewegungen des armen Mädchens, die ihm deren erhabene Liebe bewiesen hatten. Jenny besaß zu viel Geist und Gewandtheit, als daß sie nicht hätte erkennen sollen, welchen Eindruck dieser Tod auf ihren Mann machte. Um ihn zu zerstreuen, versuchte sie ihn nun in einen Strudel weltlicher Vergnügungen zu versenken.

Dennoch hätte ein Beobachter in Abels Zügen den Ausdruck des Kummers und der Wehmuth bemerkt, wenn er ihn auf einem Balle gesehen hätte, während die Blicke Aller auf ihn und seine reizende Gattin gerichtet waren, und die Gräfin jede mögliche Feerei eines zartsinnigen Geistes und eines liebevollen Herzens entfaltete, um ihm zu gefallen.

Eines Tags war er bei der Darstellung eines Trauerspiels zugegen, in welchem ein junges Mädchen vorkam, das vor Liebe starb, ohne auch nur einen Blick von seinem Geliebten erlangt zu haben. Als das Stück zu Ende war, da rief er wehmüthig und mit Thränen in den Augen aus: „Arme Catharine!“ Die Gräfin und Frau von Stain=

ville blickten einander schweigend an, die Gräfin erbleichte und Abel selbst erblickte den Schmerz, welchen er seiner Frau veranlaßt hatte, weßhalb er ihre Hand ergriff und dieselbe herzlich drückte.

„O! wie glücklich bin ich, daß ich nur mich liebe!“ sagte die Marquise von Stainville lachend.

An diesem Abende hatte Abel noch ein Abenteuer, welches ihm einen Schmerz veranlaßte, der vielleicht noch bitterer war: er kehrte mit seiner Frau und der Marquise nach Hause zurück, denn es war gerade einer seiner Empfangstage; der junge Graf sah sich bald von einem Kreise gelehrter Männer umgeben, die sich über einen anziehenden Gegenstand stritten; ein zarter Punkt war zu entscheiden und aus Höflichkeit wandte man sich allgemein an den Hausherrn, um diesem die Entscheidung zu überlassen. Abel wußte jedoch kein Wort zu sagen, da er mit dem fraglichen Gegenstand vollkommen unbekannt war. Die junge Gräfin, welche eine Zeugin dieses unangenehmen Ereignisses war, fühlte darüber einen tiefen Schmerz, und Abels Erröthung durchbohrte vollends ihr Herz wie mit einem giftigen Pfeile.

Indeß wurde den andern Gästen nichts von diesem Umstande bemerkbar, denn die Gräfin wußte sogleich auf anmuthige Weise über die Unwissenheit ihres Mannes zu scherzen und ihm Gelegenheit zu geben, die natürliche Anmuth seines Geistes glänzen zu lassen. Je glücklicher jedoch Abels geistvolle Bemerkungen waren, desto mehr hoben sie zu gleicher Zeit jene Unwissenheit hervor, die sich auf die Dauer nicht verhehlen ließ, und da es eine Klasse von Menschen giebt, welche die größten Feinde der Vornehmen und Reichen sind, weil ihnen Vornehmheit und Reichthum abgeht, und die sich

daher zu rächen suchen, wo sie eine Gelegenheit finden, so war es bald in allen höhern Kreisen bekannt, daß der Graf Osterwald keine Erziehung erhalten habe.

Die Gräfin zog sich nun etwas mit ihrem Manne zurück und gab diesem Bücher, aus denen er die Elemente der Wissenschaften erkennen konnte; sie erklärte ihm dieselben selbst, und sobald sie erfuhr, daß dieser oder jener Lehrer angezeigt hatte, daß er diese oder jene Wissenschaft in vierundzwanzig oder dreißig Stunden lehre, so vertraute sie Abel diesen Charlatans der Schulmeisterei an, welche das Geld für ihre Stunden hinnahmen und dem Grafen eine Menge von Vorschriften gaben, die ihm zu nichts dienten, da die Zeit und die nöthigen Erklärungen fehlten.

Diese bittere Rinde der Wissenschaften, welche man erst durchbeißen muß, um den süßen Kern genießen zu können, versetzte Abel in eine Schwermuth, daß seine Gattin bei allem ihren Zauber bisweilen Mühe hatte, ihn zu zerstreuen. Der Graf besaß einen aufwallenden und überbrausenden Charakter, so daß er zugleich ungeachtet der reizenden Sitten seiner schönen Fee nach einer dreimonatlichen Ehe so weit gekommen war wie Andere in drei Jahren. Jener Rausch, welcher die ganze Welt vergessen läßt, war mit dem dritten Monat verschwunden; sein größtes Glück bestand nur noch in jener Befriedigung der Eigenliebe, die man fühlt, wenn man sich beneidet sieht. Befand er sich in einer Gesellschaft, so freute es ihn, die Gräfin betrachten zu können, weil alle Männer mit Bewunderung auf dieselbe schauten, aber er kannte nicht mehr jene erste Glut, jene Wärme der Gefühle, die eine Wolke hervorzubringen scheinen, durch die man sich von der ganzen Welt getrennt sieht.

Ueberdieß sah er sich von dem größten Glanze umgeben, während er nie unglücklich gewesen war, und übersättigte sich daher sehr schnell. Bekanntlich schneiden sich nur reiche Leute aus Langweile den Hals ab, der Unglückliche, welcher endlos kämpfen muß, besitzt immer noch eine Hoffnung, der Ueberfluß, welcher Alles hat, besitzt nichts mehr. Die junge Gräfin betete noch immer Abel an und schadete durch ihre übergroße Liebe gewissermaßen ihrem Glücke, was ihr die geistreiche Marquise von Stainville nur mit Mühe begreiflich machte.

„Liebe Freundin," sagte sie zu ihr, „ich beginne schon zu fürchten, daß meine Vorhersage in Erfüllung gehe. Haben Sie je eine übergroße Leidenschaft lange dauern gesehen? Eine Frau, die ihren Gatten zu glühend liebt, übersättigt ihn bald. Der Mann kommt dadurch in die Stellung eines großen Herrn, der sich täglich von Bittstellern belagert sieht; er sagt zu denselben: „Legen Sie Ihre Bittschrift nur hin, ich werde sie ansehen." Ich würde Abel eben so sehr lieben, aber meinen Kopf behalten; ich würde mich leichtsinnig und flüchtig zeigen, würde mit jedem Augenblick Befürchtungen bei ihm erregen, ihn eifersüchtig machen und ihm nicht eine ruhige Minute erlauben; heute wäre ich garstig, morgen noch garstiger und übermorgen hätte ein Blick von mir einen Werth, eine neue Anmuth erhalten; kurz, ich trüge den ganzen Reiz, welcher eine Geliebte umgiebt, in die alberne Lage des ehelichen Lebens über. Damit die Liebe dauere, muß man mehr Geist als Liebe besitzen; man muß mit jedem Tage neue Schätze entfalten; deßhalb haben Frauen von vollkommener Schönheit wie Sie nie eine dauerhafte Liebe erweckt, während Schönheiten geringern Ranges, selbst häß-

liche Frauen, die aber eine geistreiche und anmuthige Physiognomie besitzen, die Männer beständig gemacht haben. Schöne Frauen glauben, daß sie sich nur zeigen dürfen, um zu gefallen; könnte aber eine Frau von vollkommener Schönheit mit dieser die Geheimnisse verbinden, durch welche sich häßliche Frauen beliebt machen, so würde sie die ganze Welt unterjochen wie eine Kleopatra, Ninon rc. Aber die Natur ist nicht ungerecht, sie gleicht Alles aus und Jeder bekommt sein Theil."

„Man sieht wohl, daß Sie nicht lieben," antwortete die Gräfin. „Die Liebe kennt solche Berechnungen nicht."

„Dann sage ich Ihnen nur Unglück voraus," antwortete die Marquise; „allein brechen wir davon ab, ich betrübe meine Freunde nicht gern."

Einige Tage nach dieser Unterhaltung ereignete sich ein Abenteuer, welches eine Kälte zwischen Abel und der Gräfin veranlaßte. Der Graf war von einem seiner Kammerdiener verlassen und ein junger Mann bot sich an dessen Stelle an.

Der Graf und die Gräfin frühstückten mit einander, lachten wie zwei junge Narren, und tranken abwechselnd aus einer und derselben Tasse ihren Kaffee, indem sie sich den letzten Schluck streitig machten. Abel schien die ganze Liebesglut wiedergefunden zu haben, die ihn vordem im Palaste der Perlenfee entflammte. In diesem Augenblicke bat der Haushofmeister, den jungen Mann vorstellen zu dürfen, welcher sich als Kammerdiener angeboten hatte.

Es trat darauf ein Jüngling ein, dessen Anblick Abel erbeben ließ, denn er stimmte in Wuchs und Haltung auf überraschende Weise mit Catharine überein. Auch an den ersten Worten, welche der Unbekannte aussprach, glaubte er

seine geliebte Schwester zu erkennen. Catharine hatte aber blonde Haare und Justin braune; Catharine sprach gewöhnlich und Justin schnarrte; Grandvani's Tochter war frisch wie eine Rose, Justin bleich wie eine verwelkte Lilie; Catharine hatte dünne Augenbrauen gehabt, Justin aber hatte dichte und schwarze, dazu auch noch einen Backenbart, der bis in die hohe Halsbinde hinabreichte und jede Täuschung vernichtete; dennoch sah man denselben Schnitt des Antlitzes, dieselbe Zartheit der Nase und dieselbe Vollendung der Formen.

Die Aufregung des Grafen entging Jenny's scharfen Blicken nicht, und sie erkannte sogleich, zu welcher Wehmuth ihr lieber Abel durch diese Aehnlichkeit fortwährend gestimmt werden würde, weßhalb sie gebieterisch sagte: „Der junge Mensch ist noch viel zu jung und der Herr Graf bedarf eines erfahrenen Mannes.“

„Meine Liebe,“ sagte Abel etwas hart, „lassen Sie mich die Leute wählen, die ich zu meinem Dienste bedarf. Ich finde diesen Burschen nach meinem Geschmack.“

Die Gräfin schwieg beleidigt, nahm eine kalte Miene an und schien sich nicht weiter in die Sache mischen zu wollen.

„Haben Sie schon mehr Herren gehabt?“

„Nur einen!“ antwortete Justin mit offenbarer Zaghaftigkeit.

„Warum haben Sie ihn verlassen?“

„Ich habe ihn nicht verlassen, sondern er ist abgereist.“

„Wo sind Sie her?“

„Aus Paris.“

„Haben Sie keine Verwandte in dem Dorfe V...?“

„Nein, mein Herr.“

In diesem Augenblicke prüfte die Gräfin den Fremden mit der größten Aufmerksamkeit und bemerkte mit Staunen den kleinen und niedlichen Fuß. Dieser Umstand, in Verbindung mit der zarten Sprache des jungen Mannes, beunruhigte die Gräfin; sie gab dem Haushofmeister ein Zeichen, mit Justin hinauszugehen, und sagte dann zu Abel, indem sie dessen Hand ergriff:

„Mein Freund, nicht wahr, Du liebst mich? Ist Dir das Glück Deiner Lebensgefährtin lieb, so nimm diesen jungen Mann nicht als Kammerdiener an. Nimmst Du Theil an ihm, so gieb ihm so viel er verlangt, damit er sich ein Auskommen verschaffen möge, aber behalte ihn nicht hier, denn ein Vorgefühl sagt mir, daß er uns viele Leiden veranlassen wird.“

„Meine liebe kleine Fee, Du verlangst sehr viel und in einem so berauschenden Tone, daß man Dir Dein Verlangen nicht abschlagen kann, und dennoch macht mir der Anblick dieses Burschen so viel Freude, daß Du ein Opfer von mir verlangst, wenn Du willst, daß ich ihn zurückweise.“

„Soll ich Dir die Mühe ersparen.“

„Nein.“ sagte Abel, „ich will ihn noch einmal sehen.“

„Nun wohl, ich verlasse Dich und vertraue ganz und gar auf Deine Liebe.“

Sie ging und lächelte so anmuthig, daß Abel ihr zu gehorchen beschloß.

Justin trat wieder ein, und seine Aehnlichkeit mit Catharine überraschte jetzt Abel so sehr, daß er nicht mehr zweifelte, er sei Catharine selbst; da er aber dennoch nichts von dieser Erkennung merken lassen wollte, so wandte er das Haupt ab.

„Junger Mensch," sagte darauf Osterwald zu ihm, „Sie sind noch zu jung und zu schwach, um mir zu dienen. Wie würde es Ihnen möglich sein, mich während der Nacht zu erwarten, bei jedem Wetter hinten auf meine Kutsche zu steigen und dennoch frühmorgens aufzustehen, um den Dienst im Hause zu besorgen?"

Bei diesen Worten traten Thränen in Justin's Augen; schüchtern näherte er sich dem Grafen, warf sich ihm vor die Füße und sagte mit Catharine's bezaubernder Stimme:

„Herr Graf, der Ruf Ihrer Güte hat mich zu Ihnen gezogen, o! weisen Sie mich nicht ab! Geben Sie mir eine Stelle, welche Sie wollen, die widerwärtigste, die schwierigste, aber nur in Ihrem Hause; befürchten Sie nicht, daß es mir an Kraft fehlen werde; ich versichere Sie, daß ich in Ihrem Dienste mehr Kraft zeigen werde, als alle andern Diener zusammen!"

Bei diesen Worten fing Justin so stark an zu weinen, daß er nicht weiter sprechen konnte.

Abel war so sehr ergriffen, daß auch ihm die Thränen in die Augen traten. „Junger Mann," sagte er, „welcher Zufall veranlaßt Sie, daß Sie sich so anhänglich an mich zeigen?"

„Ach! Herr Graf, fragen Sie mich nicht; wenn Sie aber Mitleid mit einem Unglücklichen haben und seinen Tod nicht wollen, so nehmen Sie meine Dienste an!"

Abel konnte nicht widerstehen und sagte:

„Da Du einem Mädchen so ähnlich bist, welches ich zärtlich geliebt habe, so bleibe, Du bist in meinen Dienst aufgenommen!"

Justin näherte sich, küßte herzlich Abels Hand und ging.

Dieses Abenteuer machte der Gräfin ungemein viel Kummer und sie zeigte die größte Abneigung gegen Justin. Dieser befreundete sich bald mit allen seinen Kameraden und ersparte denselben Alles, was Sie in Abels Dienste zu thun hatten. Hatte er seinen Dienst beendet, so versank er in eine Tiefe Träumerei und bisweilen sah man Thränen in seinen Augen. Bald bemerkte man auch in seinem Benehmen die größten Sonderbarkeiten, er setzte sich zwar mit der übrigen Dienerschaft zu Tische, aß aber nicht und ließ es auch nie sehen, wenn er aß. Er sprach selten mit seinen Kameraden und stand zu ihnen nur in den Beziehungen, welche der Dienst verlangte; man bemerkte an seinem Benehmen, daß er stolz sei, und doch trug er auch die Livree des Grafen mit einer Art von Stolz.

Der Graf schien durch Justins Betragen nicht überrascht und vergalt ihm durch seine Güte das, was er durch die finstern Blicke der Gräfin leiden mußte. Der junge Graf konnte bald nicht mehr ohne ihn leben, machte ihn zu seinem Vertrauten und behandelte ihn endlich als seines Gleichen, da er seine Freundschaft und Anhänglichkeit nicht mehr bezweifeln konnte; die Gräfin vermochte daher ihre Abneigung immer weniger zu verbergen, wodurch manche unangenehmen Auftritte herbeigeführt wurden. Abel hatte erklärt, daß er Justin stets behalten werde, und die Gräfin verlangte dagegen immer lauter seine Entlassung. Es ist schwierig, die fast unwahrnehmbaren Linien zu bezeichnen, auf denen zwei liebende Gatten den Augenblicken der Kälte entgegen gehen, deren Wiederholung bei Beiden die Liebe abkühlt, bis dieselbe endlich verschwunden ist.

Dennoch muß man der Gräfin die Gerechtigkeit wider-

fahren lassen, daß sie Abel noch immer mit derselben Glut liebte wie früher, als sie ihn in der Hütte des Chemikers suchte; aber die Umstände liehen ihr den Anschein, als hätte sie ihr Betragen verändert; wie wir im folgenden Capitel sehen werden.

---

## 19. Ein Nebenbuhler.

Die Gräfin gab sehr oft Concerte, bei denen die besten Künstler erschienen. Schon vor ihrer Vermählung mit Abel war ein junger, italienischer Offizier, der wegen einer politischen Verurtheilung aus den Staaten des Königs von Sardinien verbannt war, in diese musikalischen Abendgesellschaften aufgenommen. Schon als er die Herzogin von Sommerset zum ersten Male sah, hatte er sich in sie verliebt; allein es fand damals eine so große Entfernung zwischen ihm und ihr Statt, daß er schwieg und sich damit begnügte, sie wie eine Gottheit anzubeten, der man nicht zu nahen wagt. Als sich die Herzogin auf ihr Schloß zurückgezogen hatte, verlor er die Hoffnung, sie wieder zu sehen, und reiste nach der Schweiz ab, von wo aus er einen größern Einfluß auf seine Anhänger in Piemont ausüben konnte. Bei der Rückkehr der Gräfin Osterwald nach Paris, hatte er bereits einen solchen Ruhm erlangt, daß er es jetzt eher zu wagen vermochte, sich ihr zu nähern.

Die Herzogin hatte die Liebe des jungen Offiziers nicht verkannt und mit der Marquise von Stainville oft darüber gescherzt. Einige Monate nach ihrer Verheirathung mit dem

Grafen Osterwald verbreitete sich das Gerücht, daß der berühmte Graf Tambroni nächstens nach Paris zurückkehren werde. Manche schöne Dame sprach von dieser Neuigkeit mit einem Feuer, daß man ahnen konnte, der glückliche Verbannte werde sich nur zeigen dürfen, um sein Unglück auszubeuten. Ist nicht Paris das Vaterland aller Männer, die kein Vaterland haben? Tambroni war ziemlich gut gewachsen, hatte eine lebhafte und geistreiche Physiognomie und jenen Wald gelockter schwarzer Haare, welcher die Bewohner des Südens auszeichnet. Seine Unterhaltung verrieth seinen Charakter und war glänzend, seelenvoll und geistreich.

Er suchte zunächst Zutritt bei der Frau von Stainville zu bekommen und erklärte der lebhaften und geistreichen Marquise, daß er nur um der Herzogin von Sommerset willen nach Paris zurückgekehrt sei. Frau von Stainville sagte ihm ins Ohr, daß ihre Freundin eine Ehe aus Herzensneigung eingegangen habe. Tambroni wollte nun sogleich Paris wieder verlassen, denn er liebte die Gräfin so feurig, daß er eine Art grausamer Befriedigung fühlte, als er von ihrem Glücke hörte. Die Marquise hielt ihn aber zurück, und als sie Jenny gesagt hatte, daß der berühmte Geächtete aus Liebe zu ihr die Bahn seines Ruhmes verlassen habe, empfand die Gräfin eine solche Regung der Eitelkeit und Zufriedenheit, daß dieselbe den aufmerksamen Blicken der Marquise nicht entging.

Die Gräfin kündete ein großes Concert an und ließ durch ihre Freundin Tambroni bitten, ebenfalls zu erscheinen. Das Fest war prachtvoll, keiner der Eingeladenen fehlte und Jenny empfand eine der größten Aufregungen. Tambroni

zog die Blicke Aller durch seine Berühmtheit, seine Gewandtheit und Talente auf sich. Jenny konnte nicht zweifeln, daß sie in Tambroni's Herzen herrschte, wie er in Turin herrschte; sie betrachtete abwechselnd Abel und Tambroni; sie liebte ihren Mann, aber dennoch erweckte ihr Sieg über den gefeierten Italiener so lebhafte Gefühle der Eigenliebe und des Stolzes bei ihr, daß sie sich durch dieselben berauscht fühlte.

„Man muß gestehen," sagte ihre Freundin zu ihr, „daß Tambroni ein ganz anderer Mann ist als Dein Abel! Die Geliebte eines solchen Mannes zu sein, heißt die Gefährtin der Sonne sein!"

„Ja," antwortete Jenny; „aber siehe nur, mit welcher Unschuld und Aufrichtigkeit der Graf ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt, mit welchem Feuer er ihn lobt, wie gutmüthig er sich an seinen Wagen spannt! Er scheint alle seine Zärtlichkeit und Güte für seinen Nebenbuhler zu entfalten."

„Wo ist aber auch ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren," versetzte die Marquise, „der nicht für Tambroni begeistert werden sollte? Wo ist der vom Collegium kommende Schüler, der nicht eben so wäre wie Abel, und ein Herz hätte, das aller liebevollen Eindrücke fähig wäre? Und wie kannst Du wagen, den Glanz der Sonne mit dem einer Blume des Feldes zu vergleichen?" Als sie diese letzten Worte sagte, umschwebte ein feines spöttisches Lächeln ihre Lippen.

In diesem Augenblicke setzte sich Tambroni an das Piano und sang eine Romanze, welche den größten Eindruck auf die Gesellschaft machte. Die Ballade von Schiller,

welche dieser Composition zu Grunde lag, hatte etwa folgenden Inhalt:

„Ein junger Ritter liebte ein Fräulein und bat um dessen Gegenliebe. Das Fräulein gewährte ihm Hoffnung; er reiste in das gelobte Land ab, während er aber dort kämpfte, nahm sie den Schleier. Nun setzte er sich nach seiner Zurückkunft in die Nähe des Klosters und sang Klagelieder, welche von dem Echo der Klostermauern wiederholt wurden. Eines Tages fand man ihn todt, mit den Augen noch nach der Zelle der Geliebten gewandt.“

Auch der Gleichgiltigste mußte durch diesen Gesang gerührt werden. Tambroni hatte während des Gesanges fortwährend seine beiden Freundinnen angesehen und als er schloß, standen ihm zwei Thränen in den Augen.

„Ach! wenn er mich liebte,“ sagte die Marquise zu ihrem Gemahl, „so würde ich Dir rathen, mich in einen Klosterthurm zu sperren, aber um denselben ein recht weiches Bett von Moos legen zu lassen, damit ich kein Bein bräche, wenn ich einmal aus dem Fenster spränge.“

Abel befand sich an der Seite seiner Frau; er verglich dieses Fest mit seiner Vermählung und ein trauriger Gedanke stieg in ihm auf. Jenny erwiederte seine Zärtlichkeiten nicht, war nachdenkend, achtete nicht auf ihn und hatte nur für den berühmten Italiener Augen. Abel blickte instinktmäßig umher, als wollte er irgend einen Beschützer suchen, und seine Augen fielen auf Justin, welcher an der Thür stand, schöner war als je, und fortwährend nach dem Grafen blickte, aufmerksam auf jeden seiner Wünsche. Der Graf ging hinaus und rief den Kammerdiener.

„Nun! Justin, da ist ein sehr talentvoller Mann, der Dir gewiß viel Freude gemacht hat!“

„Nein, gnädiger Herr, ich habe mit weit mehr Freude gesehen, daß Sie der Schönste von Allen waren.“

Abel seufzte. „Arme Catharine,“ dachte er; „so würde sie auch gesagt haben.“ Er blickte Justin lächelnd an, aber Justin erbleichte und ging.

Abel folgte ihm und sagte: „Justin, laß uns fortgehen, denn ich bin dieses Lärmens müde.“

Die Gräfin bemerkte die Entfernung ihres Gemahls nicht.

„Sie sind traurig,“ sagte Justin zu ihm, als sie in dem Zimmer des Grafen waren; „soll ich Sie durch eine Erzählung erheitern?“

„Laß sehen!“ antwortete der Graf gleichgiltig.

„Gnädiger Herr, es ist die Geschichte eines verliebten jungen Mädchens.“

„Lebt es noch?“ fragte er rasch.

„Nicht mehr,“ antwortete Justin; „es ist von der Erde verschwunden, ohne eine einzige Thräne zu erlangen, und sein ganzes Glück besteht darin, den zu umschweben, welchen es anbetete. Es war eine zärtliche Jungfrau, die an einem Frühlingsmorgen ein Meisterwerk der Natur erblickte und in ihr Herz schloß. Der Geliebte war gleichgiltig, bemerkte nicht die tiefe Liebe und brach das liebende Herz durch wiederholte Schläge, bis es in das Grab sank. Bis zu ihrem letzten Augenblicke segnete sie den Geliebten und ließ Niemand ihre Liebe erkennen.“

„Nun?“ fragte lebhaft der junge Graf.

„Nun, gnädiger Herr, er hat kalt zu ihr gesagt: suche ohne mich glücklich zu sein! und sie ward ohne ihn glücklich.“

„Auf welche Art?“

„Gnädiger Herr, sie sieht ihn ohne Unterlaß von der Höhe des Himmels, sie sucht mit vollen Händen Blumen auf den Pfad zu streuen, den er geht, und bricht die Dornen von den Rosen.“

„Justin!“ sagte Abel, „mir ist Deine Erzählung lieber, als die köstliche Musik in meinen Salons.“

„Soll ich fortfahren?“

„Nein, höre auf, Du erregst mich zu sehr.“

„Hätte das Mädchen Sie geliebt, so wäre es wohl nicht so unglücklich geworden?“

„Ja,“ antwortete Abel, „und ich möchte, daß meine Opfer zum Himmel aufstiegen.“

„Geben Sie lieber ein Pfand der Liebe auf der Erde! Hier liege ich zu Ihren Füßen, drücken Sie einen Kuß der Liebe auf meine Stirn und der Geist der Unglücklichen wird vor Freude erbeben, denn ich kenne sie.“

„Justin, hast Du Deinen Verstand verloren!“

Dennoch konnte Abel nicht umhin, den liebenswürdigen jungen Mann zu küssen. Justin bebte zurück, als Abels Lippen seine Stirn berührten, und schien einer Ohnmacht nahe.

In diesem Augenblicke entfernte sich Tambroni aus dem Salon der Gräfin, ohne ein einziges Wort an Jenny gerichtet zu haben; er hatte sich damit begnügt, sie verstohlen anzublicken und die junge Gräfin war gewissermaßen gereizt darüber. Hätte man aber in ihrer Seele lesen können, so hätte man vielleicht einen Anfang der Liebe bemerkt.

Sie kam jetzt zu Abel und schien unzufrieden, als sie auf seinen und Justins Zügen den Ausdruck einer gleichen

Aufregung bemerkte. Der Graf bemerkte, daß sich das Benehmen und die Ausdrucksweise Jenny's mit der Zeit sehr geändert habe, er mißfiel sich immer mehr in dem Treiben der Welt und sehnte sich nach dem Glücke seiner Jugend zurück. „Catharine," dachte er, „hätte ihr Leben mit mir in meiner Hütte zugebracht, wäre stets dieselbe geblieben und wir hätten fern von der Stadt glücklich gelebt. Wozu bedarf man der Wissenschaften? Ich erbleiche über den Büchern, während Brunck, der Hellenist, die seinigen verbrannte und befahl, daß man ihm nie etwas wieder von denselben sage."

Er schloß endlich, daß der Mensch einzig in einem solchen Leben glücklich sei wie es sein Vater geführt habe, und wagte eines Morgens nach dem Frühstück der Gräfin vorzuschlagen, daß sie mit ihm in die von seinem Vater gebaute Hütte gehe und die Welt mit ihrem Prunk verlasse.

In der ersten Zeit ihrer Liebe zu Abel wäre die Gräfin eines solchen Opfers fähig gewesen, jetzt aber hatte die Gesellschaft einen unbesieglichen Reiz für sie; Abel hatte keinen Reiz mehr für sie, während ihr dagegen Tambroni's Liebe eine Ernte zarter Lobsprüche und einen unendlichen Schatz reiner und keuscher Freuden verschaffte. Sie wollte zwar ihrem Manne nicht treulos werden, wollte ihm aber auch die reizende Wonne nicht opfern, sich von einem so berühmten Manne wie Tambroni war, vergöttert zu sehen. Daher antwortete sie mit einer unbedingten Verneinung auf Abels Vorschlag.

Dieser Letztere warf ihr auf zärtliche Weise die Verminderung ihrer Liebe vor, Beide stritten sich nun mit vielem Geist und vieler Zärtlichkeit, vermochten aber dennoch leicht zu erkennen, daß die erste Liebe ihre Schwingen verloren habe,

und dieser Streit endete mit den Worten Abels: „Catharine würde mir nie etwas abgeschlagen haben.“

Justin trat in diesem Augenblick ein und nie hatte er sich heiterer und froher gezeigt; Catharine's Geist und Seele schienen in ihn übergegangen zu sein und jene Worte gehört zu haben, denn Justin erröthete, wie Catharine erröthet sein würde.

Durch jenen Hang zur Natur, welcher dem menschlichen Geiste eigen ist, fand Abel das Leben in der Welt noch tausend Mal unschmackhafter, seit ihm der Gedanke in den Kopf gekommen war, ein vollkommneres Glück auf dem Lande zu suchen, fern von dem spöttischen Lachen derer, welche mehr Kenntnisse besaßen als er, ohne aber sein schönes Herz zu besitzen. Bald wurde ihm Alles zuwider und er versank in eine tiefe Schwermuth. Er floh die Bälle und Festlichkeiten, die Schauspiele und alle Gesellschaften, und oft saß der Graf Osterwald auf seinem Zimmer, während seine Frau eine glänzende Abendgesellschaft leitete, in welcher Tambroni in dem ganzen Glanze seines Ruhmes erschien. Justin war dagegen sein einziger Trost, und nur seine freundlichen Worte vermochten ein Lächeln auf die Lippen seines Herrn zu locken.

Die junge Gräfin vernachlässigte indeß ihrerseits nichts, um Abel aus seinem Menschenhaß zu reißen. Den Grafen tröstete das Eine, daß er stets dieselbe Liebe bei seiner zärtlichen Fee fand; diese Zärtlichkeit war sein Rettungsanker, und er schien sich in jedem Augenblick an das Herz des einzigen Weibes zu retten, welches ihm von den Beiden geblieben war, die ihm den wonnigen Becher der ersten Liebe dargereicht hatten. Der Glaube, daß es keinen Mann in der Welt gäbe, der ihm seinen Schatz rauben könne, und daß er unumschränkt

in Jenny's Herzen throne, war so süß für ihn, daß selbst der Anschein des Gegentheils hingereicht hätte, ihm sein Glück und vielleicht seine Vernunft auf immer zu rauben.

Wenn dagegen die Gräfin die Beweise seiner Liebe erhielt, so fühlte sie sich ebenfalls oft gerührt und freute sich, daß sie keine andere Nebenbuhlerin habe als Catharine's Schatten, der um Abel zu irren schien.

---

## 20. Der Chemiker hatte Recht.

In der Nähe von Leith in Schottland findet sich eine Hütte an dem Ufer eines Baches; Pappeln beschatten die Hütte und den Bach.

Zu Anfang des Herbstes 181. sahen die Bewohner jenes Dorfes ein junges und sehr schönes Mädchen, welches mit liebevoller Aufmerksamkeit einen jungen Mann nach jener Hütte geleitete.

Sie gingen mit einander, während die trocknen Blätter unter ihren Schritten rauschten, die bereits von den Bäumen gefallen waren. Das junge Mädchen blickte umher, um sich zu überzeugen, ob auch nichts vorhanden sei, was die Ruhe des Unglücklichen stören möchte, dem sie sich geopfert hatte. Wenn zufällig der junge Mann mit verwirrten Haaren und unsicherem Schritt ihr entging, um die Felsen zu erklimmen oder an einem Baume emporzuklettern, oder auch zu nahe an das jähe Ufer des Baches zu treten, so lief sie ihm mit einem solchen Eifer nach, daß sie ihn bald erreichte, redete

ihn dann mit ihrer sanften Stimme an und führte ihn beruhigt auf eine Rasenbank. Schwieg er, so ahmte sie dieses Schweigen nach und liebkoste ihn sanft, fuhr auch mit den Händen durch seine langen schwarzen Haare, die er unbekümmert wachsen ließ. Sprach er, so hörte sie ihm mit achtungsvoller Unterwerfung zu und fand eine traurige Freude darin, die Töne dieser geliebten Stimme zu hören, obgleich sie nur Worte ohne Sinn und ohne Gedanken aussprachen. Sie beobachtete alle seine Blicke und glaubte stets, daß die Ruhe, mit welcher sie den Unglücklichen umgab, jenen Zügen ihren frühern Ausdruck der Zärtlichkeit und Liebe wiedergeben würde.

Sie war schön und man sah, daß ihr junger Gefährte eben so schön gewesen war; denn seine schwarzen Augen waren groß, sein Antlitz schön geformt, sein Benehmen edel, allein der Kummer hatte von alle dem nur Spuren zurückgelassen.

Der Unglückliche sah den Himmel gleichgiltig an, litt eben so gleichgiltig die Sorgfalt seiner Freundin, und blickte, ohne etwas zu fühlen, auf das süße Antlitz dieses Engels der Liebe, und doch war sie so schön.

Nach ihrer Rückkehr in die Hütte fanden sie ein mäßiges Mahl durch einen hundertjährigen Greis bereitet, welcher nur für seinen jungen Herrn Sinn hatte. Er mußte die ganze Summe seiner Begriffe zusammennehmen, um den Garten zu bearbeiten, welcher ihnen die Gerichte für ihren ländlichen Tisch lieferte; kaum hatte er noch die Kräfte, die Sämereien einzusammeln und zu säen. Oft sprach er mit sich allein, als ob sein Kopf verwirrt wäre.

„Ich beende mein Leben wie ich es begonnen habe,“ sagte er; „ich fürchte Gott, liebe meinen Herrn und bearbeite

meinen Garten. Ich habe nie Schätze gehabt; Diejenigen, welche etwas besessen haben, werden in meinem Alter eben nicht mehr haben als ich."

Er half dem jungen Mädchen, seinen Herrn vor den Tisch zu setzen, und wenn der junge Mann wüthend wurde, so vereinten sie ihre Kräfte, um ihn zu halten und zu verhindern, daß er nicht Hand an sein Leben lege.

Wenn diese Anfälle vorüber waren, so weinte das junge Mädchen, und oft verhüteten ihre Thränen und Liebkosungen das Wüthen des Mannes, den sie verpflegte und der ihr nie etwas Anderes verursacht hatte als Kummer. Sie hörte nicht auf, ihn zu lieben, denn er war gut.

Bisweilen versuchte sie, vernünftig mit ihm zu sprechen und sagte zu ihm: „Sehen Sie mich an, ich habe meine Haare nicht mehr geschwärzt, um sie unkenntlich zu machen, sie sind unverändert wie mein Herz; aus meinen Augen leuchtet noch immer dieselbe Zärtlichkeit, ich verstelle meine Stimme nicht mehr und bin noch immer Catharine."

„Catharine!" wiederholte Abel mechanisch und in derselben Betonung, „Catharine!" Bisweilen änderte er den Ton, wiederholte den Namen in tausend verschiedenen Betonungen, als ob er abwechselnd spottete, klagte, riefe zc.

Das arme Mädchen zeigte dem, welchen es noch immer liebte, das schwarze Halsband, welches es dankbar aufhob. Der Unglückliche nahm den Schmuck, drehte ihn zwischen seinen Fingern, küßte ihn und schüttelte ihn bisweilen wie man einem Freunde die Hand schüttelt, gab ihn aber meist schweigend oder weinend zurück, und sagte auch wohl: „Sie ist todt!"

„Nein," antwortete Catharine, „sie ist nicht todt, sie

wollte Dir das nur einreden, damit Du sorglos Justin aufnähmest und bei Dir behieltest. Ihr Verlobter hat auf sie verzichtet, obgleich er sie leidenschaftlich liebte. Sie ist lange krank gewesen, aber sie lebt und liebt Dich noch immer!“ Er aber wiederholte: „Sie ist todt!“

Der gute Greis stellte sich vor ihn, suchte sich ihm kenntlich zu machen und sagte: „Ich bin Caliban.“ Statt aller Antwort schüttelte Abel mit dem Kopfe und weinte bisweilen, ohne ein Wort zu sagen.

Vergebens wünschte Catharine etwas über das Unglück zu erfahren, welches ihren lieben Freund in einen so verzweifelten Zustand versetzt hatte; es war ihr aber untersagt, danach zu fragen, weil der junge Graf nach solchen Fragen schreckliche Anfälle von Wuth bekam. Einzelne Worte, die er dann ausstieß, gaben einiges Licht über sein Unglück. Catharine verhinderte jetzt lieber solche Anfälle und wollte lieber Abel ruhig sehen, als das noch erfahren, was sie nicht wußte. Allmählich hatte sie abgemerkt, welche Worte sie sorgfältig vermeiden müsse. Es reichte hin, den Namen Tambroni auszusprechen, oder die Perlenfee und die Gräfin von Sommerset zu erwähnen, um eine neue Krise bei ihm hervorzurufen.

Der Zufall wollte indeß, daß Catharine Alles erfuhr. Eines Abends war Abel sehr ruhig; der arme junge Mann mit gerunzelter Stirn, farblosem Antlitz, hager und abgezehrt, stützte sich auf seine Gefährtin, die er jetzt so kennen zu lernen begann, wie ein Kind seine Amme kennen lernt, die es viel mehr ahnet als sieht. Abel stützte sich auf Catharine's Arm und Beide gingen nach den Pappeln am Ufer, ohne daß der junge Mann Blicke auf das Wasser warf,

welche seine Freundin entsetzten. Die Sonne ging unter und goß goldene Tinten über die Felsen aus; die ganze Natur feierte. Catharine setzte den Unglücklichen auf eine Rasenbank, welche sie selbst errichtet hatte. Sie umgab mit ihrem Tuch das Haupt des Kranken, damit die Kühle des Abends keinen Einfluß auf seine Ideen habe; sie hoffte sogar eine Rückkehr der Vernunft, denn seit zwei Tagen hatte Abel wieder aufzuleben geschienen.

Plötzlich hörte man aus der Ferne die Töne einer Oboe. Abel lauschte, sein Auge belebte sich und er schüttelte seine Haare, wie ein Löwe in der Wuth seine Mähnen schüttelt. Die Oboe schien sich zu nähern und der Unglückliche erkannte die berühmte Romanze, welche Tambroni sang, als er das erste Mal bei Frau von Osterwald war. Abels Wuth wuchs gleich jenem schwarzen Punkte, welchen die Seefahrer mit so viel Recht fürchten, weil er sich endlich zu einem grausigen Sturme entwickelt. Abel rief: „Justin! Justin!“ Seine Stimme wurde heiser und sein Athem beklommen.

„Hören Sie diese Weise, er hat sie für sie componirt. Man beklagt sich, daß dieses edle Genie nicht mehr an seinen Ruhm denke, seit es Paris bewohne; eine unbesiegliche Leidenschaft beherrsche ihn. Verstehst Du mich, Justin?“ Dann ergriff er die Hand der zitternden Catharine und drückte sie heftig. In diesem Augenblick begann die Oboe die Weise von Neuem und Abel führte Catharine nach einem Felsen, indem er zu ihr sagte: „Justin, beurtheile mein Unglück! ich verdanke ihm das Leben, diesem Manne; ich habe ihn gefordert; meine Unbekanntschaft mit der Fechtkunst und das gerechte Gefühl einer Beleidigung, welche nur der Tod abwaschen kann, ließen mich den tödtlichsten von allen Zwei-

kämpfen wählen; nur eine Pistole wurde geladen; der Zufall ließ dieselbe in seine Hände fallen; man stellte uns zwei Schritte von einander und zu gleicher Zeit sollten wir Beide abschießen; mein Gegner ließ mich allein abdrücken und schoß dann seine Waffe nach einem Bäumchen ab, welches er zerschmetterte und sagte: „Herr Graf, ungerecht von Ihnen in Verdacht gezogen, freut es mich, Ihnen das Leben zu lassen; glauben Sie mir, wenn ich schuldig wäre, so würde ich zu glücklich sein, um mein Leben auf solche Weise bloßzustellen.“

„Du siehst,“ fuhr er dann fort, „daß mein Unglück endlos ist. Er ist mit ihr geflohen. O! ich will sie aufsuchen, nicht um das Weib wieder zu sehen, sondern um es meiner Wuth zu opfern.“

Abel schwieg. Langsam stieg er den Hügel hinab, nachdem er durch seinen Paroxysmus mit einem kalten Schweiße bedeckt war, kreuzte seine Arme, setzte sich auf einen Erdhügel und versank in ein finsteres Nachdenken.

Plötzlich wälzte er sich auf die Erde und stieß unartikulirte Töne aus. Catharine rief die Bauern herbei, man bemächtigte sich seiner und trug ihn in die Hütte.

Von diesem Augenblick an ließ Catharine in der Gegend darauf achten, daß keine Musik wieder in Abels Ohren töne.

Es war an einem Frühlingsmorgen, als die Natur wieder zu erwachen schien, da feierten ihre Herzen das größte Fest. Catharine und Caliban hatten Abel, ohne daß er es wußte, in die Hütte seines Vaters zurückgebracht. Die Ordnung, welche vordem in derselben herrschte, war wieder hergestellt. Catharine saß auf dem alten wurmstichigen Armstuhle, hielt Abels Haupt zwischen ihren Händen und lehnte es bisweilen an ihren Busen. Caliban betrachtete Beide und

betete, daß der Unglückliche, nachdem er die Ruhe wiedergefunden, endlich auch das Glück wiederfinden möchte.

Plötzlich blickte Abel, dessen Augen seit einigen Tagen Rückkehr der Vernunft angezeigt hatten, Catharine fest an und betrachtete sie aufmerksam. Endlich rief er aus: „Das ist Catharine!“ Ein langer Kuß folgte auf diesen Ausruf und für Catharine enthielt dieser Kuß alle Freuden der Welt.

Ende des zweiundsiebzigsten Bandes.

# Unterhaltungs-Literatur.

Im Verlage der G. Basseschen Buchhandlung in Qu
linburg sind ferner folgende Unterhaltungsschriften erschienen:

Nicolai (Carl). — **Rolli** oder das Mohrenmädchen. 8.
18 G

— **Schaudergeschichten.** 2 Theile. 8. 1 Thlr. 12 G

— **Sonntagsnovellen.** 2 Theile. 8. 1 Thlr. 20 G

— **Wilhelm der Eroberer.** Trauerspiel in 2 Abtheilu
gen. Neue wohlfeilere Ausgabe. Mit 1 Kupfer. gr. 8.
geh. 1 Th

**Novellen, 101.** Novellen der Hundert und Ein.
dem Französischen übersetzt von L. G. Förster und
Weis. 1r Band. 8. Velinpapier in elegantem Umschl
geh. 1 Thlr. 12 G

**Novellenschatz** des deutschen Volkes. Herausgegeben v
Ludw. Pustkuchen. Mit einem Vorwort vom Verfasser v
Wilhelm Meisters Wanderjahren. 3 Bände. Mit 3 Ku
fern. 8. geh. 4 Thlr. 12 G

**Oskar und Malvina,** oder die Macht der Vaterlandslieb
Eine Urkunde aus dem heiligen Kriege. 2 Theile. 8.
1 Thlr. 14 Gr

Pierre (Jean). — **Der Seifensieder Achilles.** Launig
Erzählung. 8. 1 Thlr

— **Jacob Schwänzlein** und die Seinen. Komischer Ro
man. 8. 1 Thlr.

— **Die Mitternachtsglocke,** oder Walther von Windheim.
Roman. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

— **Der Zweikampf.** Ein Roman. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 72

Quedlinburg und Leipzig 1845

P.o.gall. 194 c-72/73

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088143-1